



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N. 1.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman von Hans Wachenhusen.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Hangenstein, so hieß und heißt noch heute das alte Schloß, das von steinigem Hügel hinab auf das Dünenland der Nordseeküste und auf das weite blaue Meer hinausragt, auf dessen Sandbänken zur Ebbezeit sich die Seehunde in den Sonnenschein lagern. Aber die Zeit, da das Geschlecht der Hangensteiner von Einfluß an dieser Küste, ist längst vorüber und mit ihr ist auch der Reichtum des eine halbe Stunde unterhalb des Hangensteins liegenden Hasenstädtchens, dem die größeren Städte der Küste den Handel entzogen, dahin.

Der Letzte, der vor Beginn dieser Erzählung das Schloß bewohnte, war Bernd von Hangenstein, der als Sprößling der alten Reichsbarone und als Gatte einer reichen Frau Schloß und Gut so lange fremder Bewirtschaftung überlassen, bis sein und seiner Gattin großes Vermögen auf die Reize gegangen. Als er den gewohnten Aufwand in der großen Welt nicht mehr zu bestreiten vermochte, bezog er mit seinem Weibe und seinem Knaben den durch Miswirtschaft arg verwahrlosten Hangenstein, aber mit der Laune eines Mannes, der allen seinen Neigungen zu entsagen gezwungen und das Schloß seiner Väter wie einen Verbannungsort betrachtete.

Schlimmerer Laune noch war seine Gattin, ein Weltkind, das selbst in der Ehe nur für Toilette und Bälle gelebt, als sie in das Schloß von Hangenstein eingezogen, durch dessen zerbrochene Fenster der Nordwind pfeiff, dessen Mobilien von den Ratten zerfressen, auf dessen hohem Aussichtsturm die Wetterfahne schrillte und kreischte, daß es ihr die Nerven zerriß.

Keines von ihnen durfte dem Andern einen Vorwurf aus dieser traurigen Lage machen, denn Beide hatten gleich sinnlos auf dieses Ziel hingearbeitet; es fragte sich nur, wer von ihnen stark genug war, sich in sein Unglück zu schicken.

Der Sohn, ein kräftiges Kind, das den hohen, starken Wuchs des Vaters dereinst noch zu übertreffen versprach, ward bei einem Lehrer in dem Hasenstädtchen in Pension gegeben, dessen Verwandtschaft nur aus Schiffen bestand; der kleine Wolf von Hangenstein, um den sich der Lehrer wenig kümmerte, ging also frühzeitig mit den Schiffen auf's Wasser, bald auf den Fischfang, bald auf die Küstenfahrt. Er und sein Pensionskamerad, John van der Redden, der

Sohn eines Wertbesizers, ihm gleich an Wuchs und Kraft, ihm ähnlich sogar in seinen Gesichtszügen, führten das lustigste, abenteuerlichste Leben, denn auch um diesen kümmerte sich Niemand. Seemann zu werden war beider Jungen grüne Idee und das Lernen eine Nebenache. Die Schiffer selbst hatten ihre Freude an den tollkühnen Buben, wenn sie die Raaken erkletterten, und die Lootsen standen nicht an, sie mit sich hinaus zu nehmen auf die tobenbe See, wenn ein Schiff in Noth.

Bernd von Hangenstein haberte inzwischen nicht nur mit dem Schicksal und seinen Nachbarn, den Bauern des Dorfs, die ihn haßten, er kämpfte auch mit Gläubigern, die er so sorglos hinter sich gelassen. Die zum Schloß gehörigen Ländereien waren bereits mit Hypotheken überlastet, sie verfielen den Pfandinhabern und wanderten dann in die Hände eines Großbauern, der den verarmten Edelmann über die Achsel ansah.

An die Stelle des Mangels trat nach wenigen Jahren die Noth im Schloße. Von der Beibehaltung verschwand Einer nach dem Andern, heimlich mit sich nehmend, was nicht niest- und nagelfest war, um sich für den rückständigen Lohn zu entschädigen, und auch die Herrin des Schlosses, die bleiche, abgehärmte Frau, mit der doch Niemand rechtliches Mitleid haben mochte, weil sie so unausstehlich in ihrem Wesen, verschwand eines Tages.

In der Nachbarschaft erzählte man, sie habe sich aus Gram über ihre Verarmung in's Meer gestürzt; Niemand erfuhr Bestimmtes über ihr Schicksal.

Auch Bernd von Hangenstein blieb darnach nicht lange mehr in dem durch wiederholte Pfändungen fast leer und unbewohnbar gewordenen Schloße. Als man ihm das Letzte und Unentbehrlichste genommen, ließ er in dem verdödeten Stammsitz seiner Väter einen auf der Streu im Sterben liegenden alten Diener und dessen Sohn, ein schon erwachsenes, schwachsinziges und verkrüppeltes Geschöpf zurück, erschien bei dem Lehrer in dem Städtchen, zahlte ihm, was er für den jetzt zehnjährigen Knaben noch schuldete, und nahm ihn mit sich, zum großen Leidwesen seines Freundes John, der sich weinend von seinem Kameraden trennte.



Eifrige Naturstudien. Originalzeichnung von R. Köpfer. (S. 3.)

Seitdem war der Baron verschollen. Er hatte lange vergeblich das verödete Schloß zum Kauf ausgebaut: Niemand wollte es, da der Landbesitz bis zu Füßen desselben verkauft war, und kein Käufer fand sich auch später. Es ward vergessen . . .

Mehr als zehn Jahre lang hatte das Schloß nun herrenlos gestanden, als einige Bauern im Dorfrunde erzählten, so wahr sie selber lebten, sie wären dem Hangenstein lebendig wieder begegnet, er habe um Vieles älter ausgesehen, als er in offenem Wagen unten vor das Schloß gefahren; sogar fränklich und finster wie damals habe er ausgesehen. Er habe von unten, vom Wege aus zu dem Schloß hinaufgeblickt, dann den Kopf geschüttelt und sei wieder umgekehrt. Daß er es gewesen, darauf könnten sie schwören. Und da auch Han, der schwachsinrige Krüppel, der nach seines Vaters Tode verwahrlost und vergessen das öde Schloß hütete, so viel daran zu hüten war, die Nachricht bestätigte, so glaubte man endlich. Han, der wie ein Thier von den Vegetabilien lebte, die er auf den Feldern suchte, auch keineswegs ein schlechtes Leben führte, denn seine Peute war Alles, was die Ebbe an Eßbarem auf dem Strand zurückließ und was er mit seinen Hallen an Geflügel erwischte, Han hatte den Baron erkannt, als er zwischen dem Hasel am Schloßabhang gesessen.

Bernd von Hangenstein war in der That zurückgekehrt, aber stoch und gebrochen an Leib und Seele. Zum Erlaunen Derer, die von seiner vollständigen Verarmung wußten, warf er jetzt das Geld um sich, bewohnte in der Residenz eine der glänzendsten Etagen und fuhr dort in der elegantesten Equipage durch die Straßen.

Woher er es hatte, errieth Niemand. Er knüpfte keine seiner alten Bekanntschaften wieder an, empfing die Besuche der renommiertesten Aerzte, und nur einige Male sah man einen jungen Mann in der Uniform eines Kadetten neben ihm im Wagen — seinen Sohn, wie man erfuhr, der um seines Namens willen bisher auf Staatskosten erzogen worden.

Er sei Goldgräber gewesen, hieß es endlich, er habe um des Mammons willen seine Gesundheit geopfert und die Aerzte hätten ihm nur noch kurze Lebensfrist gegeben.

Begründet war hieran das Letztere. Bernd von Hangenstein hatte seinen Sohn Wolf, schon ehe er verschwand, dem Kadettenhause übergeben. Als er jetzt nach so langer Abwesenheit zurückgekehrt, ließ er ihn rufen und fand in demselben einen mächtig gewachsenen Jüngling, dessen wohlgeformte, breitschulterige Gestalt ihm gefiel.

Er sprach wenig zu ihm, setzte ihm ein großes Monatsgeld aus und sandte den Lehrern reiche Geschenke. Er sah ihn auch noch einmal mit derselben Wortfargheit; dann, etwa ein halbes Jahr später, war der junge Wolf der Einzige, der dem unter großen Schmerzen einsam Dahingehiebenen zum Grabe folgte.

Wolf, der Sohn, empfand bei diesem traurigen Ereigniß kein großes Bedauern. Er war der einzige Erbe eines enormen Vermögens, das war die heitere Seite für den achtzehnjährigen jungen Mann, und seine Kameraden spürten das. Entsprangen nämlich bisher seine tollen, oft unverzeihlichen Ausschreitungen gegen diese der kolossalen Ueberlegenheit körperlicher Kraft, von der die blauen Flecke auf der Haut seiner Mitschüler zeugten, so gesellte sich hiezu jetzt das Bewußtsein eines reichen Erben den armen Offiziersöhnen gegenüber.

Er war der beste Turner, der beste Schläger, und das Ueberquellen so ungewöhnlicher Jugendkraft suchte nach Gelegenheit, sich auszutoben. Hatte er, ohne boshaft zu sein, sich nie bequemem können, eine Unart wieder gut zu machen, so gewann er jetzt eine Selbstschätzung, der jedes Zeugen als Demüthigung erschien.

Den Lehrern mit seiner fast athletischen Gestalt schon in diesem Alter über den Kopf wachsend, sorgten diese selbst dafür, ihn aus der Anstalt los zu werden, und so trat er denn frühzeitig nach seiner eigenen Wahl in ein Kürassierregiment.

Wolf mit seiner Gestalt, seinen so verwegenen lächelnden braunen Augen, dem auf seiner Lippe keimenden dunkelblonden Bärtchen, dem leidenschaftlichen Spiel der Flügel seiner kühn und trotzig gebogenen Nase und dem Zug von Weltverachtung um seinen Mund, seinen von Masse zeugenden Händen und Füßen — Wolf erregte Sensation in seiner Uniform. Er war einer der sichersten und kühnsten Reiter, seine feste Hand schloß das Aß in der Karte, und schon bei der Festlichkeit, die er beim Eintritt in das Regiment den Kameraden gab, stand er am Schluß desselben, der trinkbarste Mann, nüchtern und lachend auf die Schwächlinge hinabschauend, deren Sinne er in einem Strom von Champagner ertränkt.

Ein Kamerad wie er mußte den Anderen imponiren. Seine Faust, sein Schenkelschluß, seine kostbaren Pferde, seine Freigebigkeit, sein Reichthum und seine überprudelnde Lebenslust sicherten ihm die Freunde; die Gesellschaft schmeichelte ihm, die Frauen bewunderten den seltenen Mann, freilich alsbald nicht ohne eine gewisse Scheu vor seinem Uebermuth, der Alles zu dürfen meinte.

Wolf trug nämlich bei seinem ersten Schritt in's Leben einen innern Feind mit sich, der ihn zunächst mit seinen Vorgesetzten in Konflikt bringen mußte — sein unglückliches Temperament. Er besaß als Soldat eine Landknechtsnatur, die wohl im Feldlager, aber nicht im Garnisonsdienst gut thun konnte.

Sein Chef sah sich bald genöthigt, ihn angesichts seiner Kameraden zu tadeln, da er einen Ton in das Regiment brachte, der nicht zu dulden. Wolf schäumte vor Zorn. Sein Troß suchte Lust bei einem Gelage, in welchem er beleidigende Aeußerungen gegen seinen Obersten machte, der die Kameraden zwang, den Saal zu verlassen.

Ohne Verschulden der Letzteren kam dem Obersten die Sache zu Ohren. Seine Freunde drängten ihn, um Verzeihung zu bitten, aber er, Wolf von Hangenstein, Abbitte thun? Nimmermehr! Zähneknirschend verließ er am andern Morgen den Appell und unterwarf sich der Strafe, dann begehrte er seinen Abschied.

Wolf's innerste Natur lehrte sich heraus, als er gleichsam aus einem Nausch tollen Uebermuthes erwachte. Er forderte seinen Obersten ehe er seinen Abschied erhalten, und eine neue, schlimmere Demüthigung war die Folge davon.

Als er den Arrest verlassen, bemächtigte sich seiner anstatt der Ernüchterung der Zorn von Neuem.

Die Gesellschaft, die ihm sonst seiner tollen Streiche wegen wohl oft mit Kopfschütteln, aber doch mit Nachsicht zugehört, vermied ihn schon; von seinen Kameraden war nur einer, der ihm heimlich die Freundschaft bewahrte. Er mit seinem Reichthum, seinen edlen Pferden, seiner Meute und seiner Dienerschaft stand allein, und in ihm war nicht einmal eine Stimme, die ihm sagte: du habtest Unrecht, du bist wie alle Anderen gezwungen, unter Menschen zu leben!

Seine Erziehung war's, die das verschuldet. Kein Mutterherz hatte je sein Gefühl erwärmt, sein Vater hatte sich nie um ihn gekümmert. In den ersten Kinderjahren in Dürftigkeit bei fremden Leuten erzogen, empfand sein angeborener Hochmuth viel Demüthigung. Als sein Vater reich zurückkehrte, schmeichelten dieselben Leute allen seinen Knabenlaunen, denn der Alte, obgleich sparsam geworden, gab für den Sohn mit vollen Händen; er ward im Kadettenhause in seinem Saal der Tonangebender, denn er hatte immer Geld, viel Geld — und von seiner Muskelkraft erzählten, wie gesagt, die blauen Flecke auf der Haut seiner Kameraden. Die Erziehung in diesen Anstalten ließ damals noch Vieles zu wünschen übrig.

Als Lieutenant war ihm der Dienst wie ein Scherz erschienen, aber an dem Vollwerk der soldatischen Disziplin hatte doch sein Uebermuth sich brechen müssen. Als er seinen Abschied erhalten, lud er seine bisherigen Freunde und Kameraden noch einmal zu einem glänzenden Abschiedsmahl, aber von den Letzteren kam keiner.

Unverzüglich beleidigt, trat er am Abend nach demselben in seine Stallung. Er hatte seine schönen Pferde alle bereits an einen Händler für Spottpreise verkauft, nur seinen Lieblingsfuchs hatte er behalten, und den schoß er, von Wein erhitzt und empört über die erfahrene Kränkung, an dem Abend in Gegenwart seines Reitknechts nieder.

Dann verabschiedete er auch diesen letzten Diener, um durch Niemand an die so traurig endende erste Epoche seines Lebens erinnert zu werden, und verließ am andern Morgen die Stadt, als kaum der Tag graute.

Er war in dem Alter, in welchem sich zeigt, was aus der lustigen Blüte wird. Wolf's Frühling zeitigte eine herbe und raue Frucht. Er nahm das Gefühl erfahrener unzerstörlicher Kränkung mit sich auf einen Weg, dessen Ziel er selbst nicht kannte. Da die Welt nicht so wollte wie er, lehrte er ihr den Rücken; er wußte nur, daß er unabhängig sein wolle von jeder Beziehung zu ihr, welchen Namen diese auch tragen mochte.

Er ging auf Reisen, und was sich bei seinem Eintritt in die Gesellschaft mit gegen Andere so rücksichtslosem Uebermuth auszutoben gesucht, verwandelte sich jetzt in eine feindselige Weltanschauung, gab ihm Herzenskälte und Gefühllosigkeit für seine Mitmenschen. Mit seinem Vermögen glaubte er die Welt verachten zu können und verschmähte jeden Anschluß an ihre tausendfachen Interessen.

Er versuchte es mit allen noblen Beschäftigungen, er trieb allen Sport, wo er sich in den großen Städten aufhielt, aber man lernte ihn überall als kalten Egoisten kennen; er stand allein wie eine Säule auf dem Lebensmarkt, und selbst das Geld, das er ausstreute, fiel auf undankbaren Boden.

Auch für die Frauenwelt hatte er keine Empfindung; sie war ihm „zerbrechliches Geschirr“, das er nicht anzutasten wagte. Das Familienleben, das er nie kennen gelernt, erklärte er für einen Rattenkönig, dessen Mitglieder zusammenklebten und doch aus einander strebten, und so reiste er, begleitet von Fox, seinem riesigen graubraunen Bernhärderhunde mit mächtiger dunkler Löwenmähne, zehn Jahre fast, ein theilnahmloser Wanderer, bis wir ihn eines Morgens im Hafen von Genua wiederfanden.

Das Meeresufer nämlich war es, was ihn während all der Zeit immer wieder angezogen; die gewalthätigen Offenbarungen dieses Elementes weckten in ihm die alte Harmonie, die aus seiner Kinderzeit wieder in sein Herz klang, und jedes Jahr hatte es ihn an Bord eines der Messageriedampfer des Mittelmeers getrieben.

Er hatte reiche Touristen gesehen, die mit eigenen oder gemieteten Dampfern fuhrten, und das erschien auch ihm als eine angenehme Beschäftigung. Er hatte als Kind schon das Seewesen gelernt, es war seine einzige Lust gewesen: John, sein Freund, schwamm gewiß schon seit so lange auf allen Meeren; auch er lehrte zu seiner Jugendschwärmerci zurück.

Der Agent einer der Paketbootgesellschaften hatte ihm einen der vor der Darfena liegenden Dampfer bezeichnet,

der ihm vermietet, vielleicht auch verkauft werden könne, und jetzt stand er mit diesem Manne da, das Boot erwartend, das ihn an Bord tragen sollte.

Das Meer war wunderbar ruhig, die Morgenröthe lag wie ein goldener Spiegel auf dem fast regungslosen Wasser. Die Bemannung des Bootes, das ihn und den getreuen Fox aufnahm, war in ihren Sonntagsgewändern und machte dem fremden Kavaliere militärische Honneurs.

Auch der Kapitän des „Virgilio“ empfing ihn in Gala. Der Virgilio war für die Linie der Mittelmeerfahrt bestimmt und hatte schon seit zehn Jahren seine guten Dienste gethan.

Wolf war mit der ganzen Einrichtung des Schiffes zufrieden; er erklärte dem Kapitän, er wolle unter seiner Anleitung das Seewesen derart lernen, daß er im Stande, selbst ein Schiff zu regieren. Er werde dankbar sein für seine Bemühung.

Der Agent schlug eine Promenade vor und der Virgilio stach in die See. Auf der Höhe lud er zu dem bereits wartenden Frühstück ein und bei diesem wurde der Kontrakt geschlossen.

Am nächsten Morgen erschien Wolf mit Fox und seinem Diener an Bord. Es hatte für ihn etwas Verlockendes, die ganze Küste zu bestreichen, nach Belieben in den Hafenstädten zu verweilen; er hatte sogar gehört, daß ein Mittelmeerdampfer den Nil hinaufgefahren bis Gondokoro, und das Abenteuerliche war jetzt noch das Einzige, was Reiz für ihn bot.

Der Kapitän, ein gefälliger, liebenswürdiger Dalmatiner, sah mit beifälligem Erlaunen, wie sein Gast in einem etwas phantastischen, aber fleißigen Seefahrerkostüm auf dem Verdeck erschien. Selbst die Mannschaft, lauter kleine Leute, blickte bewundernd auf die hohe, breitschulterige Gestalt, das schöne, männlich trotzig Gesicht mit dem runden Vollbart, das unter dem Südwestler so stolz über sie dahinschaute. Sie meinte, das sei Einer, der allerdings für Wind und Wetter geboren. (Fortsetzung folgt.)

Eine Weseureise von Münden bis Minden.

Reisebild von G. Chelius.

(Bild S. 4.)

Die Zeiten, da unter großer Dichtung von der Weser gar nichts zu sagen wußte und meinte, sie gebe auch zu dem kleinsten Epigramm der Muse nicht Stoff, sind längst vorüber. Gehoben sind zum guten Theil die Schätze, welche so lange verborgen im abgelegenen Weserthal ruhten. Seine beinahe verschollenen Sagen erfreuen uns wieder, seitdem des Forschers sinnender Geist und des Dichters süßendes Herz sie zu neuem Leben gerufen. Durch Hameln's alte Straßen gehen wir wieder den seltsamen Rattenfänger ziehen, Wolf's unheimlichen Spielmann Humold Singen; und wer einmal das malerische und romantische „Westphalen“ von Schilling und Freiligrath in die Hand genommen hat, der weiß von der todverklündernden Lüge zu erzählen, welche in den Kirchenstühlen Corvey's erglänzte, von der gespenstisch durch die Schloßer des Hauses Lippe dahin schreitenden weißen Frau und von dem Wittelindsberg bei Minden, wo sich des Sachsenführers Troß endlich dem Christengott beugte. Und längst hat man auch die Naturschönheiten des Weserthals würdigen gelernt. Tausende von ruhebedürftigen Großstädtern suchen und finden in seinen prächtigen Wäldern Erholung und Erquickung, und noch jeder Naturfreund, der gewohnt ist, heiteren Sinnes und offenen Auges die Welt zu durchwandern, ist von seinen Kreuz- und Querkreisen durch das Weserthaland hochbefriedigt heimgekehrt.

Auch mir erging es so, als ich vor wenigen Wochen aus meiner thüringischen Heimat mich aufmachte, um an Ort und Stelle die Projekte des vielbesprochenen Rhein-Weser-Elbe-Kanals zu studiren. Da ich ein paar Tage für die Reise zu verwenden hatte, beschloß ich, auf einem Umweg, nämlich durch das mir noch unbekannte Weserthal, Minden, das erste Ziel meiner Reise, aufzusuchen. Bald fuhr ich Münden, dem Vereinigungspunkte der Werra und Fulda, entgegen, um von dort bis Hameln das Dampfschiff zu benützen. Da dasselbe erst am folgenden Morgen weiterabwärts fuhr, hatte ich Zeit genug, Stadt und Umgegend zu besichtigen. Die auf der Landzunge zwischen Werra und Fulda erbaute Stadt Minden hat meist enge und winkelige Gassen und bietet nicht viel Sehenswerthes. Doch ist sie, wie früher wegen ihres Expeditionsgeschäfts, so jetzt wegen ihrer Industrie nicht ohne Bedeutung, und manches neue, in Gärten freundlich gelegene Haus legt Zeugniß ab von der Wohlhabenheit vieler ihrer Bewohner. Mich hielt es nicht lange in den engen Straßen; selbst der Grabstein des weltbekannten Dr. Eisenhart konnte mich nicht loden. In dem ehemals stattlichen, jetzt aber verfallenen Schloß vorbei, vorbei auch an der neuen Werraschlense, welche erst ein einziges Schiff benützt haben soll, eilte ich über die alte Werrabrücke hinüber in wenigen Minuten nach Andre's Berggarten hinauf, wo man, unter schattigen Bäumen sitzend, mit Entzücken die Augen über das schöne Stück Erde hinschweifen läßt, das da vor uns ausgebreitet liegt: im Vordergrunde die Stadt, umgeben von einem grünen Kranz freundlicher Gärten und saftiger Wiesen, zwischen denen die glühenden Fluten der Werra und Fulda hindurchschimmern; und dahinter ringsum mit üppigem Laubwald bedeckt, nach den Flußthälern meist steil abfallende Berge, deren mannigfache Farben und Formen immer wieder den Blick auf den freundlichen Thaltessel zurückgleiten lassen. Bald senkte sich die Nacht auf Berg und Thal, und die kühlere Luft mahnte mich, mein Quartier aufzusuchen. Ich hatte ein solches dort oben in der vielbesuchten Sommerpension gefunden, und indem ich noch lange am offenen Fenster stand und in die vom Monde phantastisch beleuchtete Gegend hinausschaute, freute ich mich nicht wenig, ein Quartier, wie ich es liebe, auf lustiger Bergeshöhe gefunden zu haben.

Es lagen noch Nebel im Thal, als ich am folgenden Morgen nach der Anlegestelle des Dampfschiffes hinunter eilte. Da, wo Werra und Fulda zur Weser sich vereinigen, fand ich den schmucken

Dampfer „Bismarck“, der bis dahin allein den Passagierverkehr auf der Oberweser vermittelt. Bei allmählich sich aufhellendem Wetter ging es flussabwärts, und während anfangs die Berge im Nebel noch halb verborgen lagen und nur die näher gelegenen Bäume und Häuser, wie die großartige, im Bau begriffene Reichsstraße in deutlichen Umrissen hervortraten, konnte bald das Auge ungehindert umherblicken und voll und ganz die herrliche Fahrt genießen. Zuerst ist das Weserthal eng; links fallen die bewaldeten Abhänge des Reinhardswaldes, rechts die des Frommwaldes ziemlich steil zur Weser ab; meistens lassen sie aber noch Raum für frische Wiesen und Felder und freundlich im Grün liegende Ortschaften. Gern hätte ich einmal die Fahrt unterbrochen, um auch von der Höhe herab die Aussicht zu genießen; insbesondere lockte mich die steil sich erhebende Julushöhe bei Karlshafen, von der man einen prächtigen Blick auf die saubere, freundliche Stadt und den engen Thaleffert haben muß. Aber das Dampfschiff fuhr nach kurzem Aufenthalt weiter, und bis zum nächstfolgenden Tage konnte ich nicht warten. Hinter Karlshafen nimmt die Weser einen andern Charakter an; ihre Ufer werden flacher, das Thal weiter. Aber die Aussicht leidet darunter nicht; sie wird vielmehr mannigfaltiger und farbenreicher. An beiden Ufern des Stromes sieht man lange Bahnzüge dahin streifen; schöne Eisenbahnbrücken wölben sich über dem glänzenden Wasser spiegel, hoch oben am Saume des Sollinger Waldes liegt in schöner Umgebung die berühmte Fürstenberger Porzellanfabrik, und die vielen Dörfer und altherwürdigen Städte, an denen das Schiff vorübergleitet, zeigen die Aussicht leidet darunter nicht; dicht hinter Hörter erhebt sich stattlich die ehemalige Abtei Corvey, die, unter Ludwig dem Frommen gegründet, ihr tausendjähriges Jubiläum gefeiert haben würde, wenn man ihr 1803 noch einige Jahre der Existenz gegönnt hätte; und nach kurzer Fahrt legt der Dampfer bei Holzminde an, einer braunschweigischen Stadt, die wie die meisten Weserstädte in raschem Aufblühen begriffen ist. Jetzt verengt sich das Thal von Neuem. Bald erscheint das malerisch gelegene Polle mit den Resten einer alten Evertstein'schen Burg, und nun fahren wir durch die Dölmer Gasse an der romantischen Steinmühle vorbei, deren eigenthümliche Felsbildungen an großartigere Stromthäler erinnern. Von Bodenwerder an, wo der bekannte Herr von Münchhausen seine ergötzlichen Geschichten erzählte, erweitert sich wieder das Thal, und nach einer genussreichen Fahrt durch ein reiches, gesegnetes Gebiet an den ehrwürdigen Schlössern Hellen und Hämelschenburg vorbei landen wir am Nachmittag in Hameln, der Perle des ganzen Weserthals.

Besser, warmer Sonnenschein lag auf Berg und Thal, als ich über die leicht geschwungene Kettenbrücke dem Klütberge, dem Stolz der Hamelener, zuwanderte. Sauber gehaltene, bequeme Wege führten mich bergan; bald erquidete mich kühlender Waldesschatten, und wo einmal ein lauschiger Platz, ein besonders schöner Ausblick zum Rast einluden, da fand ich auch immer eine bequeme Bank, auf der ich in aller Behaglichkeit genießen konnte. Bald hatte ich den 800 Fuß hohen Berg erklimmt und sah mich nun auf's Schönste für meine Mühe belohnt. Auf der einen Seite tief unten die Stadt, von der Weser durchströmt und von Gärten und Feldern freundlich umgeben; dahinter waldumkränzte Höhen, deren letzte sich in blauer Ferne verloren; und auf der andern Seite weit hin sich erstreckender Wald und die Dörfer und Fluren eines lieblichen Seitenthals: nichts Gewaltiges und Imponirendes, aber Alles so lieblich, so zusammenstimmend, so malerisch schön, daß ich mich gar nicht losreißen konnte und immer wieder bald auf dem Thurm, bald in der geräumigen Klütthalle, bald in den lauberen Zimmern des Gasthofes Herz und Auge an dem freundlichen Bilde labte. In Dreper's Berggarten, der, auf halber Bergeshöhe anmuthig gelegen, einen angenehmen Aufenthalt bietet, verbrachte ich Abend und Nacht und wanderte am folgenden Morgen durch die interessante, schnell aufblühende Stadt nach kurzer Besichtigung ihres ehrwürdigen Münsters, ihres Hochgerichts- und Rattensängerhauses nach dem Bahnhof hinaus, um den Morgenzug nach Minden zu benützen. Auch unterhalb Hamelns bietet das allmählich breiter werdende Weserthal des Schöne gar viel. Nicht wenig lockte mich der auf dem höchsten Punkt der Weserseite gelegene Stütelthurm, die schroffen Felsen des Hohensteins und die kühnere Klippe bei Kinteln, wie so manches im Waldesdunkel liegende Thal, in dem vor Zeiten schreckliche Kämpfe tobten. Auch den Wäldern dieser Gegend, wie Oeynhausens und Wilken, sowie der vielbesuchten Porta, wo die Weser das Gebirgsland verläßt und in die Ebene tritt, hätte ich gern einen längeren Versuch abgestattet. Aber die Zeit drängte, und so ließ ich mich schnell und ohne Aufenthalt an allen diesen herrlichen Punkten vorbei von dem Zuge nach meinem Reiseziel tragen, entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit das diehmal Versäumte nachzuholen und dem schönen Weserbergland mehr Zeit zu widmen.

Blinderkuh.

(S. 5.)

Derbe, frische Landkinder sind es, die uns der Maler auf dem Bilde: „Blinderkuh“ beneidet, mit glücklichen Realismus vorführt. Mädchen mit dicken Jopfen und runden Backen, so roth wie frisch gepflückte Kirschen, Buben mit ledern, so allerhand übermüthigen Streichen ausgelegten Schelmengesichtern, alle in Großmutter's Stube beim lustigen Blindenkuhspiel vereinigt, denn es ist Mittwoch Nachmittag, also keine Schule. Händchen ist gerade jetzt „der blinde Mann“. Die Kinder wissen, daß er gerne unter der Binde hervordringt, darum haben sie ihm dieselbe so fest und dicht als möglich umgebunden, und es ist wirklich hochbedenklich um ihn her. Qui, nun geht die Hege los, um Tische und Stühle und die Großmutter herum wie das wilde Heer. Wie von laufend unsichtbaren Kobolden wird der arme Hans gewiegt und gepackt, und irgend ein Schelm schießt ihm mit einer Kornähre die Nase, bis er unter dem Gelächter der ganzen Rote Kora in's Nießen kommt — ah! ah! ah! „Warte, ich lange Dich!“ schreit Hans, aber schon ist der Kobold in der dunkelsten Ecke des Zimmers und ruft ihm ein böhmisches: „Proßt, Händchen!“ zu. Das ist eine wilde, tolle Lust, wie sie eigentlich nur bei Landkindern möglich ist, die nichts wissen von Ueberbürdung und Stubenhöherei, die so frisch sind wie die junge Frucht, die ausschließt im goldenen Sonnenlichte der Freiheit. Es ist ein Bild aus dem vollen Leben, das der Künstler uns hier in seiner drastischen Weise entrollt, und welches darum auch eine so erfrischende Wirkung ausübt.

Eifrige Naturstudien.

(S. 1.)

Die Liebe macht die Menschen blind — So sagt das Sprüchwort klug. Vielleicht war das auch hier der Grund, Daß Emma schüchtern frag:

„Fällt denn der Schatten dieses Strauchs, Herr Gustav, rechts so weit?“ Herr Gustav rückt jetzt näher schnell Und war sehr dienstbereit.

„Nein — rechts — o nein — er fällt ja links — Den Schatten macht die Wand“ — Und eifrig nimmt der Meister dann Des Fräuleins rosige Hand.

Jedoch die Hand — was ist das nur — Verschwunden ist der Strauch. Der Lehrer sieht ihn gar nicht mehr Und so das Fräulein auch.

fort war der Strauch, der Baum, die Wand, Nicht Schatten gab's, nicht Luft — Umhüllt war Alles glühendroth Mit Rosennebelhauch.

Der Meister und die Schülerin Sie sahen Hand bei Hand Nur diese — und dann hielten sie Die Hand gar für ein Band.

Ein Band, das sich gar lieblich schlingt Um ihre Herzen licht, Wie wenn man Rosen wonnesam In einem Kranze sieht.

Freundinnen aber, welche nicht Die Liebe blind gemacht, Erkennen, daß man Hand bei Hand Hier hält sehr unbedacht.

Swar schwer zu zeichnen ist die Hand, Erfordert Studien viel. Doch glauben wollen sie es nicht, Daß dieß der Beiden Ziel.

G. Walter.

Elly's Schuh.

Humoreske

von

Bernhard Stavenow.

(Nachdruck verboten.)

„Nach der Dampfschiffhaltestelle! . . . Schnell . . . schnell!“

Mit diesem Ausruf sprang ich in eine vor dem Bahnhof zu Bonn haltende Droschke, ließ mir von dem Gepäckträger meinen Koffer und das eingeschnallte Plaid hereinreichen, und fort rollte das Gefährt.

„Der Herr will wohl mit dem Salonbdampfer weiter fahren?“ fragte mich der stämmige Koffelenträger von seinem Boock herab.

„Ganz recht! . . . Ich komme doch noch zur richtigen Zeit?“

„Natürlich! . . . Da brauche ich meinem Hans gar keine so ungewohnte Schnelligkeit zuzumuthen!“ lachte der Peitschenmann und zügelte das Feuer seines ehrwürdigen Gauls, worauf dieser, sichtlich erfreut, ein gemäßigteres Tempo aufnahm.

Ich war mit dem Bescheid des Kutschers zufrieden.

„Gott sei Dank!“ murmelte ich und drückte mich behaglich in eine Ecke. „Das war doch ein pfliffiger Gedanke, den verpöhten Dampfer mit dem Kurierzug zu überholen!“

Ich kam nämlich aus Aachen, wo ich als Polytechniker seit zwei Jahren weilte.

Es mochten ungefähr drei Wochen her sein, da erhielt ich von meinem Vater einen Brief, worin er mir mittheilte, daß sein Schwager, der Tuchfabrikant Karich in Kottbus, eine ziemlich beträchtliche Erbschaft gemacht und aus Freude darüber beschloßen habe, mit seiner Gattin eine Vergnügungsfahrt in die Schweiz zu unternehmen. Weil nun aber Onkel Karich sich einbildete, daß man in der Schweiz in einer fremden Zunge spräche, so hatte er bei meinem Vater angefragt, ob ich ihn begleiten wollte. Ich sei doch ein „studierter“ junger Mann und könnte ihn mit meinen Sprachkenntnissen unterstützen. Als Äquivalent dafür mache er sich anheischig, alle Kosten der Reise zu tragen.

Was konnte mir willkommener sein? Eine Vergnügungsfahrt in die Schweiz — schon lange das Ziel meiner Wünsche — auf des Onkels Rechnung: das war mehr, als man verlangen konnte. — „Angenommen!“ schrie ich zurück.

Es wurde vereinbart, daß wir uns am dritten September zu Basel im „Hotel zum weißen Kreuz“ treffen sollten, um von da aus gemeinschaftlich die auf einen Monat festgesetzte Tour durch das schöne Schweizerland zu unternehmen.

Ich kannte den Onkel und die Tante Karich von einem Besuch her, den ich als Knabe in Begleitung meines Vaters in Kottbus einst gemacht. Es waren gute, kinderlose Leute, — er mit einer fabelhaften Vorliebe für Meerschampfeisen, sie für gebälte Dedeln. Beide schlossen mich damals in

ihr Herz und bewahrten mir auch fürberhin große Anhänglichkeit, die ihren thätlichen Ausdruck darin fand, daß ich alljährlich zu meinem Geburtstag den Stoff zu einem eselsgrauen Anzug von ihnen erhielt, den ich dann auch mit wahrer Eselsgeduld das Jahr über auftrug. Ich hatte meinen guten Onkel im Verdacht, daß er einige Stücke Tuch dieser Couleur einmal nicht losgeworden und ich nun dazu ausersehen war, den Ladenhüter aufzutragen. In dieser Annahme wurde ich noch bestärkt, weil sich in dem Stoff immer ein großer gelblicher Flecken vorfand, den aber mein Schneider, durch die lange Erfahrung geschickt gemacht, stets an die Stelle meiner Unausprechlichen zu dirigiren wußte, welche die Rockschöße meines Habits gnädiglich bedeckten. Onkel Karich war mit seiner Spende so rationell verfahren, daß ich bis dato kein Kleidungsstück von anderer Farbe besessen hatte . . . meine ganze Kindheit lag thatsächlich grau in grau hinter mir. Der Groll darüber war mit der Zeit einer stillen Resignation gewichen; denn — die Gewohnheit nennt der Mensch ja seine Ammel!

Ich freute mich darauf, die alten Leute wiederzusehen. Am zweiten September, Morgens acht Uhr, fuhr ich aus der alten Kaiserstadt Aachen nach Köln. Von hier aus wollte ich den Salonbdampfer bis nach Mainz benützen, um den herrlichen Rheinstrom und seine gottbegnadeten Thäler zu sehen und dann Abends in Frankfurt einzutreffen, um von da noch in der Nacht nach Basel zu fahren. — Ich hatte die ganze Reise mit peinlichster Gewissenhaftigkeit aus dem Hendschel notirt. Ich war also gewiß, daß, außer einem Eisenbahnunfall oder Elementarereigniß, nichts meine Reisebedingungen verwirren konnte, und fuhr mit schwelender Brust in den herrlichen Septembertag hinein.

In Köln angekommen, blieben mir bis zur Abfahrt des Dampfers noch zweieinviertel Minuten Zeit übrig, und diese wollte ich benützen, um für meine Tante ein Kistchen Eau de Cologne zu kaufen. Ich schickte daher einen Dienstmann mit meinen Sachen zum Dampfschiffshafen und eilte in die Stadt.

Aber meinen Vorfaß auszuführen, war gar nicht so leicht; denn zu meinem Erstaunen erlah ich, daß es hier wenigstens ein Duzend „echte“ Johann Maria Farina's gibt. Welcher war nun der allerechteste?

Nach langem Suchen hatte ich endlich den richtigen herausgefunden und eilte mit meiner zerbrechlichen Last dem Hafen zu.

Keuchend und schwühend kam ich an, um gerade noch meinen Dampfer — abdampfen zu sehen.

Mein Schreck war so gewaltig, daß das Kistchen mit Eau de Cologne mir aus der Hand glitt, die Flaschen sich durch den heftigen Fall gegenseitig zertrümmerten und das kostbare Nash in Strömen über das Pflaster rann, die ganze Umgebung mit herrlichem Duft erfüllend.

Ich sog mehrmals herhaft mit der Nase. Ja, es war wirklich „echtes“ Eau de Cologne gewesen — und so theuer!

Ein Menschenauslauf bildete sich um die Unglücksstätte. Straßenjungen parfümirten sich ihre Mützen und Taschentücher und tanzten johlend im Kreise herum.

Was nun thun?

Zunächst hielt ich es für gerathen, mich aus dem „Dunstkreis“ zu entfernen. Dann überlegte ich weiter, und schließlich kam ich zu dem Entschluß, den Dampfer wenn möglich per Bahn zu überholen.

Gedacht, gethan!

Zurück auf den Bahnhof, und — Gott sei Dank — die Verbindung paßte.

„Billet nach Bonn!“

„Einsteigen und — „Brrr!“ sagte jetzt plötzlich mein Kutscher und brachte seinen Hans zum Stehen.

„Wir sind noch viel zu früh angelangt,“ wandte sich dann der Koffelenträger nach mir, „dort hinten kommt erst der Dampfer!“

Ich zahlte und stieg aus dem Gefährt aus.

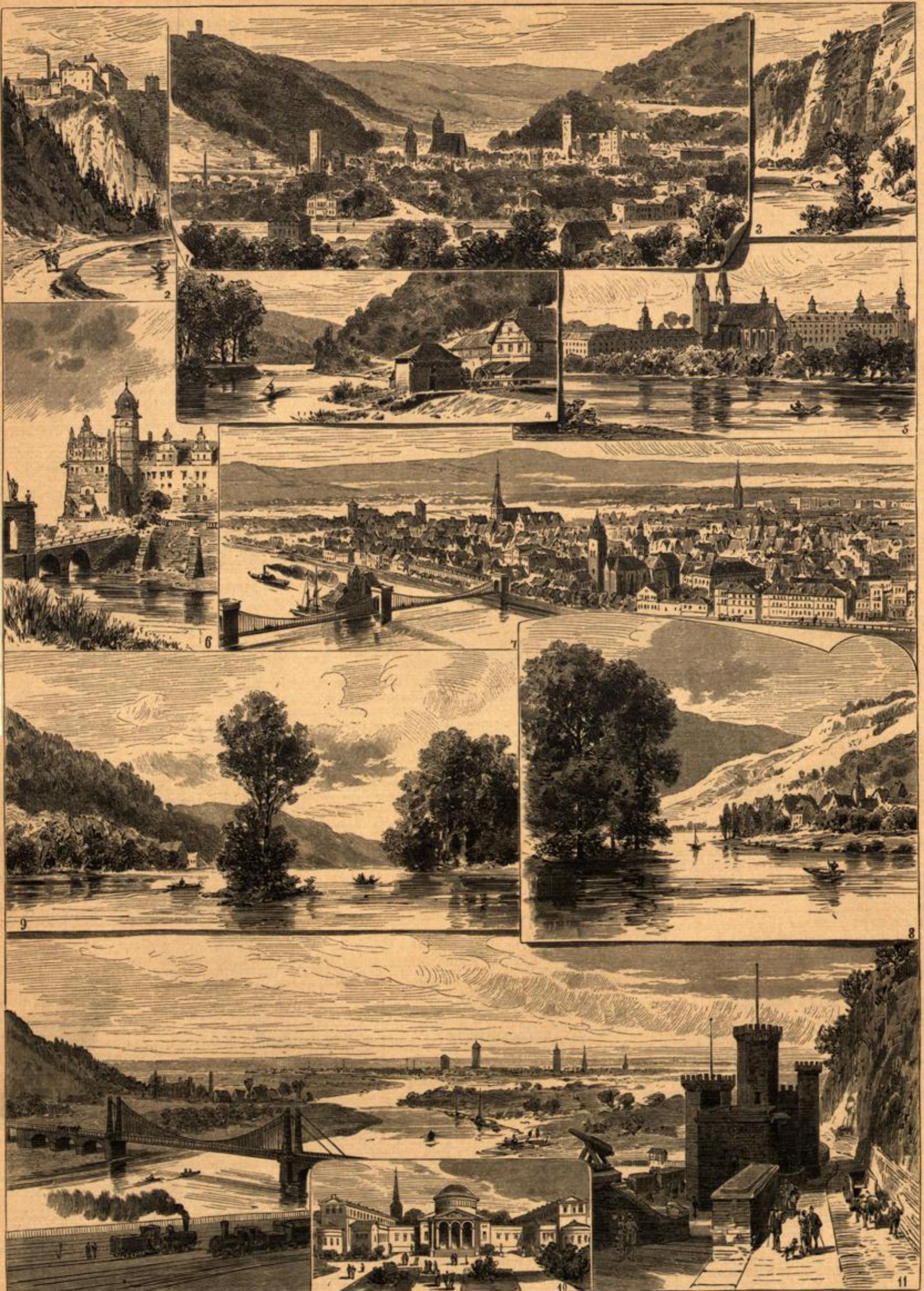
Nach zehn Minuten stand ich erwartungsvoll auf der Landungsbrücke. Neben mir brachten Arbeiter und Hotelbediener eine Menge Kollis und Reiseeffekten zusammen, und in dichten Gruppen drängten sich die harrenden Passagiere. Endlich langte der Dampfer an.

Ich las gerade den auf dem Radkasten des eleganten Schiffes angebrachten Namen „Kaiser Wilhelm“, als ich plötzlich einen heftigen Klatsch auf der rechten Backe fühlte und im selben Augenblick einen großen Gummiball über die Barriere in den Rhein fliegen sah.

„Donnerwetter!“ rief ich, drehte mich schnell um und holte mit der Hand kräftig aus, um einem keck vor mir stehenden Knaben eine nachdrückliche Ohrfeige zu applizieren, der sich den Spaß gemacht hatte, mein Haupt zum Zielobjekt seines Ballwurfes zu machen. Doch wie festgewurzelt blieb mein Arm in der Luft hängen, als ein reizendes junges Mädchen herzusprang, den Knaben zur Seite nahm und mich verwirrt im entzückendsten Wischmatsch von Englisch und Deutsch um Entschuldigung für die Unvorsichtigkeit ihres Bruders bat. Ich stammelte ebenso verwirrt eine Entgegnung und — ließ die erhobene Rechte sinken.

Nun begann ein Drängen; man beeilte sich, auf das Schiff zu kommen.

Ich höre den Knaben neben mir über den verschwundenen Ball jammern und sehe ihn auf dem Arme eines baumlangen Engländer's im nächsten Augenblick auf dem Dampfer verschwinden. Gestochen und gedrückt gelange ich auch auf das Verdeck, — die Maschine beginnt wieder ihre Thätigkeit — die Schaufelräder fallen klatschend in's Wasser — und



1. Münden. — 2. Fährberg. — 3. Dömet Gasse. — 4. Zusammenfluß der Werra und Fulda bei Münden. — 5. Corvey. — 6. Hämelschenburg. — 7. Hameln. — 8. Partie bei Bodenwerder. — 9. Partie an der Unter-Wefer. — 10. Königl. Badehaus in Bad Ceynhausen. — 11. Minden von der Porta Westphalica gesehen.

Bilder von der Weser: Von Münden bis Minden. Nach Skizzen von Carl Grote. (S. 2.)



Blindfah. Nach einem Gemälde von C. Götz. (S. 3.)

pustend und schnaubend seht der Dampfer seine Fahrt gegen den Strom fort.

Jetzt erst kam ich dazu, mich von meinem Entzücken zu erholen. Ja... Entzücken über die duftige Schönheit der jungen Engländerin!

Ich zählte einundzwanzig Jahre — das Alter der Exaltation, der süßen Uebertreibungen — ihr Blick brannte noch jetzt in meinem Innern. Und sie, sie weilte mit mir auf demselben Schiff... ich konnte sie wiedersehen!

Schnell eilte ich in die Salontajüte, ordnete meine Frisur und meine Kleidung und fand zum ersten Male in meinem Leben, daß Gefolge doch eigentlich eine ganz abschauliche Farbe ist. Rasch entschlossen warf ich deshalb mein schottisches Plaid um die Schultern, drapirte es malerisch und stieg mit eiligen Schritten wieder nach oben.

Die eine Hälfte des Decks hatte ich schon mit späherndem Blicke durchmessen, ohne die Gesuchte zu entdecken, als ich plötzlich über ein Paar endlos lange, quer in den Weg gelegte Beine stolperte und aufblickend den großen Engländer als Eigentümer dieser kolossal entwickelten karrierten Extremitäten erkannte. Neben ihm lehnte malerisch die holde junge Dame und der ungezogene Knabe.

Jetzt war die Reihe, um Vergebung zu bitten, an mir. Der lange Herr brummte als Antwort einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen, die keineswegs freundlich klangen; dann rieb er sich heftig den Fuß und legte seine Beine mit Ostentation wieder quer über den Weg. Der Knabe, der in mir sein Zielobjekt wieder erkannte, fing auf's Neue an, über den Ball zu jammern, während die junge Dame auf meinen schüchternen Gruß leicht erwidert ihr Engelsköpfchen neigte.

„Dort erscheint der Drachensels!“ rief in diesem Moment neben mir der servietenschwenkende Kellner, und Aller Augen richteten sich nach der linken Seite hin, wo der Berg mit seinen gigantischen Formen sichtbar ward. Gleichzeitig holten sämtliche an Bord befindlichen Engländer — und es war keine geringe Zahl — ihre Skizzenbücher hervor und begannen emsig zu zeichnen. So auch meine englischen Bekannten.

Ich hatte mich ihnen gegenübergesetzt und sah, wie die langen Beine meines vis-à-vis sich im rechten Winkel krümmten, um einem großen, in Waterproof gebundenen Zeichenheft als Unterlage zu dienen. Der Knabe hatte sich auf den Boden gesetzt und zeichnete ebenfalls. Das junge Mädchen, über ein Skizzenbuch gebeugt, gab mir Gelegenheit, ihr tadelloses Profil zu bewundern, das sich von dem als Hintergrund dienenden lichtblauen Himmel scharf abzeichnete.

Was kümmerte mich jetzt die schönste Aussicht der Welt, — hatte ich doch das reizendste Bild vor Augen!

Welch' prächtiges blondes Haar... diese seidnen langen Wimpern... diese weiße Kinderhand, die so grazios den Bleistift führt, und das niedliche — nein, das hübsche sah ich nicht, ein Plaid ruhte ihr auf dem Schooße und reichte bis zum Boden, um es neidisch zu verbergen; nur eine Lachspitze drängte sich neugierig unter demselben hervor... aber es war eine Lachspitze, die viel des Schönen noch ahnen ließ!

Nie glaubte ich ein schöneres Mädchen gesehen zu haben, und mein einundzwanzigjähriges Herz schlug seltsam erregt. Meine Phantasie erging sich in tollen Sprüngen und fasette von Untergehen des Dampfers — Lebensgefahr der jungen Engländerin — Rettung aus den Wasserfluten durch mich — beiderseitige unendliche Liebe und als Apotheose: der lange Engländer — ihr Papa, breitet die langen, karrierten Arme segnend über uns, während der Knabe den ebenfalls von mir geretteten Ball unter Jubelrufen mir wieder an den Kopf wirft.

Ein Windstoß, der mir über das Gesicht fuhr, entriß mich meinen Träumen und entführte zu gleicher Zeit meinem reizenden Gegenüber einige lose Zeichenblätter. Glücklicherweise Annäherungspunkt zu erfassen, stürzte ich darauf zu und überreichte sie ihr grazios.

„I thank you, Sir!“ tönte es von ihren Lippen mit einer Stimme, die mit ihren übrigen Vorzügen harmonierte.

„Ah, mein Fräulein, Sie zeichnen mit viel Geschick!“ erlaubte ich mir zu sagen, als ich wie zufällig auf ihre Zeichnung sah und eine — ich muß es der Wahrheit gemäß bekennen — sündhafte Kritzelei erblickte. „Nur dürften Sie hier etwas mehr Schatten andringen, und wenn Sie mir vielleicht erlauben würden —“

Mit diesen Worten hatte ich ihren Bleistift zur Hand genommen und die Zeichnung, die sie mir halb erstaunt und verwirrt überließ, quer auf den Tisch gelegt. Binnen einer Minute war vermöge meiner Geschicklichkeit ein ziemlich acceptables Konterfei des Drachensels entstanden, das ich ihr nun zur Begutachtung vorlegte.

„D, wie schön!“ sagte sie entzückt. „You astonish me!... Sieh' nur, Papa, welch' treffliche Zeichnung!“

Dabei hielt sie das Blatt zu dem langen Engländer hinüber, dessen langes Gesicht sich hinter dem Waterproof heft hervorhob, und der sein graues Auge mit Erstaunen auf dem Bilde ruhen ließ.

„What!... Hast Du das gezeichnet, Elly?“ fragte er dann mit einer Stimme, bei der ich glaubte, jedes einzelne Wort käme aus der Brust herausgerollt und drohte im selben Augenblick wieder rückwärts hinunter zu fallen.

„Nein, Papa... dieser Herr war so freundlich!“ — Dabei zeigte sie auf mich, der ich schon meine Karte hervorgeholt hatte und sie ihr zärtlich überreichte.

„Ich habe dem Talent des Fräuleins ein wenig nachgeholfen,“ bemerkte ich bescheiden.

„Sooo?“ rollte der Herr Papa. Dann blickte er auf meine Karte, holte die seinige hervor und sagte: „Würden Sie auch meinem Talente ein wenig nachhelfen, mein Herr?“

„Es wird mir ein Vergnügen sein!“ gab ich zur Antwort und las in langen Buchstaben seinen Namen auf der eingehändigten Karte: „Francis Withon, Esquire.“ — „Elly Withon, welch' himmlischer Name!“ dachte ich für mich.

Mr. Withon hatte unterdeß sein großes Heft vor mir ausgebreitet und reichte mir einen riesigen Bleistift.

Heiland der Welt! Das war allerdings keine Kritzelei, nein, das verdiente eine Bezeichnung, die das Gegenteil ausdrückt! Mr. Withon's Talent offenbarte sich in Lapidarschrift. Alles kräftige und lange Linien. Die Bäume schienen bis in den Himmel zu wachsen.

Ich bemühte mich, seinen Styl zu erfassen und nach Verlauf von einigen Minuten hatte ich die Genugthuung, daß er mir betheuerte, ich sei ein „langer“ Künstler. Er wollte vermuthlich „großer“ sagen, aber bei ihm war eben Alles „lang“.

Nun kam auch noch der Knabe — Tobby genannt — und quälte mich um Nachhülfe seines Talents. Davor wurde ich aber glücklicherweise durch Intervention seiner Schwester bewahrt, und da die malerischen Punkte der Umgebung sich von jetzt ab häuften, hatte ich alle Hände voll zu thun, um die schnell schaffenden neuen Bekannten in ihren Arbeiten zu unterstützen. Hierbei fand ich aber Gelegenheit, mit Miß Elly zu plaudern, und schwamm sozusagen in einem Meer von Wonne. Wir sprachen halb englisch und deutsch, je nachdem dem Betreffenden in seinem Dictionär eine Seite fehlte, wodurch eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns entstand. Der Herr Papa störte unsere Unterhaltung nur dann und wann durch einige rollende Worte, wenn wieder Jemand über seine langen Beine gestolpert war und er ihn auf gut englisch zurecht wies.

So verfloßen mir die Stunden wie im Traum.

Endlich läutete die Glocke zur Mittagstafel, und Alles brach auf, um in den Speisestalon zu gelangen. Schnell verschwand ich, um mich von dem an den Fingern hastenden Blei zu befreien, und eroberte mir dann einen Platz an der Tafel, gegenüber der Miß Elly.

Im Laufe des Gesprächs kam es mir vor, als berührte ich unter dem Tisch einen Fuß. Ah, wie elektrisch durchzuckte mich diese Berührung; denn nur ihr konnte er angehören. Und merkwürdig... sie entzog sich dieser Berührung nicht!

Das war ein gutes Zeichen für meine Liebe. Deshalb wagte ich, vom Wein ermuthigt, einen nochmaligen Druck auszuüben, beugte mich aber sofort entsetzt über mein Kostbeef, als der Fuß schnell zurückgezogen wurde und Mr. Withon einige sehr erregte Worte zwischen den Zähnen murmelte und seinem Gegenüber, einem englischen Landpfarrer, einige wühende Blicke zuwarf. Meine schüchternen Liebesandrücke waren an die falsche Adresse gelangt.

Auf Deck angelangt, nahmen wir unsere Zeichenthätigkeit wieder auf, bis Miß Elly sich beim Bleistiftspitzen ein rosiges Fingerglied verletzte und ich ihr von der Möglichkeit einer Bleivergiftung sprach, worauf sie ihr Skizzenbuch schloß und ich ihr mit Heftpflaster das Fingerglied umklebte. Sie dankte mir hold und — noch jetzt, nach Jahren, zuckt es mir durch den Körper — drückte mir die Hand.

Während des Gesprächs erfuhr ich, daß sie ebenfalls wie ich nach Basel fuhr, um von dort nach Zürich zu gelangen, wo sie von einigen Landsleuten erwartet würden, um gemeinschaftlich die Schweiz zu durchstreifen. Meine Bitte, mich ihnen bis Basel anschließen zu dürfen, ward freundlichst gewährt, und so sah ich mich denn nach einigen Stunden im Eisenbahncoupé der jetzt glühend angebotenen Elly gegenüber.

Von den Schönheiten des Rheinstromes hatte ich nicht das Mindeste gesehen, und wäre ich nicht ab und zu durch Kanonenschüsse, Gesang u. von den Ufern her — man feierte gerade den Sedantag — versucht worden, der festlich geschmückten Leute Grüße zu erwidern und in die donnernden Hurrahs einzustimmen, die allerdings von meiner Seite heute weniger nationaler Begeisterung waren, ich hätte der herrlichen Natur keinen Blick gegönnt!

(Schluß folgt.)

Denksprüche.

Hoffnung ist das tägliche Brod des Unglücklichen. Hoffnung ist eine Biene, welche aus jedem Gegenstand Honig saugt und ihn zum süßen Genuß in's menschliche Herz trägt. Die Hoffnung ist ein Hauch, der die Thränen von mattgeweineten Augen weht; ein Leitstern, der den Steirlichen durch die Fabe des Lebens führt; ein Lichtstrahl in der Nacht der Bedrängniß, eine Mutter der Waisen, ein Vabequell dem Lebensmüden. — Was wäre der Mensch ohne Hoffnung! —

Geduld, die seligste der Tugenden, ist nicht umsonst! — Du taufft sie nur durch Dulden. Auch nicht auf einmal, wie ein anderes Gut; allmählig wird sie dein, durch Stillsitzen und Tragen, Lieben, Hoffen und Verzeihen.

Der gute Mensch nur kann geduldig sein. Geduldig werdend, wird er gut zugleich. Drum willst du das, so lerne ein wenig tragen und lieben, hoffen und verzeihen. Dann immer und immer mehr und immer lieber, bis du dich am liebsten, dich allein nur thust und also gut geworden, dir zugleich Geduld, die seligste der Tugenden erworben. Tausend Schätze um einen Schatz. —

Aut: „Gedanken einer Einsamen“ von Arngard Pieper. (Hallenberg 1. R. Selbstverlag der Verleserin.)



Die Diphtheritis und deren sichere Heilung*).

Von Dr. Aug. Dyes, Oberstabsarzt I. Klasse in Hannover. (Nachdruck verboten.)

Diese seit zwanzig Jahren bei uns immer häufiger vorkommende Krankheit wurde früher, als man ihre Entstehungsweise noch nicht kannte, und also nicht das sachgemäße Heilverfahren dagegen angewandte, brandige Bräune genannt, weil sie den Ausgang in Brand (Gangrän oder Sphacelus) zu nehmen pflegte.

Da man diesen gefährlichen Ausgang durch die Anwendung sachgemäher Mittel aber abzuwenden kann, so ist die Bezeichnung brandige Bräune durchaus unpassend.

Der im Beginn dieses Jahrhunderts von Bretonneau dieser Krankheit beigelegte und von der Schule der Heilwissenschaft angenommene Name Diphtheritis ist aber noch weniger passend, weil er das Wesen dieser Krankheit gar nicht bezeichnet.

Beide Namen sollten über Bord geworfen werden, seitdem wir durch das Mikroskop über das Wesen der miasmatischen Krankheiten, zu welchen die gedachte Halskrankheit gehört, aufgeklärt sind und nun wissen, daß sie durch verschiedene Arten der giftigen Schimmelpilze entstehen, deren Blüten und Früchte (Sporen, Miasmen) wegen ihrer Leichtigkeit sich in die Luft erheben, und beim Athmen in den Organismus der Menschen gelangen können.

Während die Miasmen, welche den Typhus und die Ruhr erzeugen, die Schleimhaut des Darmkanals in Entzündung versetzen, so erregen die Miasmen, welche die sogenannte Diphtherie verursachen, an der Schleimhaut der Mandeln und Rachenhöhle Entzündung, denn die Miasmen sind ein ähendes Gift.

Dieser Thatsache entsprechend sollte man jetzt diese Halskrankheit miasmatische Halsentzündung nennen, um sie von der durch Erkältung entstehenden katarrhalischen Halsentzündung zu unterscheiden. Die richtige, das Wesen bezeichnende Benennung der Krankheiten ist von größter Wichtigkeit, weil dadurch das Heilverfahren beeinflusst wird.

Würde die sogenannte Diphtherie richtig miasmatische Halsentzündung benannt, so würde diese das Wesen der Krankheit bezeichnende Benennung auf das allein sachgemäße Heilverfahren, auf die Anwendung der miasmenerstörenden oder antimiasmatischen Mittel hinweisen, insofern jeder rationelle Arzt stets dahin trachtet, die noch fortbestehende Ursache zunächst zu beseitigen, und darnach erst zu wirksamen symptomatischen Linderungsmitteln übergeht.

Der Arzt, welcher sich begnügt, nur die sibilischen symptomatischen Linderungsmittel gegen die miasmatischen Krankheiten zu verordnen, ist nicht anders zu beurtheilen, als derjenige, welcher einen in den Organismus eingedrungenen fremden Körper (Dorn, Splinter, Kugel u.) stecken lassen und sich begnügen würde, entzündungswidrige und schmerzstillende Mittel zu verordnen.

Seitdem das Mikroskop uns gelehrt hat, daß die miasmatischen Krankheiten (Malaria, Scharlach, Diphtherie, Ruhr, Brechruhr, Cholera, Typhus, Blattern, Sumpffieber u.) durch die Sporen giftiger Schimmelpilze entstehen, müssen sie zu den Vergiftungskrankheiten gezählt werden, und sollte jeder rationelle Arzt dagegen zunächst solche Mittel anwenden, welche die Miasmen vernichten, um die fortdauernde Ursache der Krankheit zu beseitigen.

Von den miasmenerstörenden oder antimiasmatischen Mitteln ist das Chlorwasser das wirksamste und zugleich bekömmlichste, weil der Magen davon nicht mehr gereizt wird, als von den starken Spirituosen.

Wenn es ein Kunstfehler sein würde, gegen die anderen Vergiftungskrankheiten nur Linderungsmittel anzuwenden (z. B. gegen Arsenvergiftung nur schmerzstillende und entzündungswidrige Mittel statt des wirksamen Eisenoxydhydrats), so ist es ein nicht minder großer Kunstfehler, gegen die durch giftige Miasmen entstehenden Krankheiten andere Mittel anzuwenden, als das miasmenerstörende Chlorwasser.

Daß man das wirksame Chlorwasser gegen die miasmatischen Krankheiten nicht anwendet, ist um so räthselhafter, als man das Chlor zur Desinfektion der mit Miasmen erfüllten Räume und Sachen schon seit langer Zeit allgemein benützt.

So wichtig auch die Desinfektion solcher Räume und Sachen ist, um Menschen und Thiere vor Erkrankung zu bewahren, so ist doch die Desinfektion oder Zerstörung der bereits in den Organismus der Menschen und Thiere eingedrungenen Miasmen von ungleich größerer Wichtigkeit, weil sie ihre schädliche und oft gefährliche Wirkung schon begonnen haben.

Daß die giftigen Schimmelpilzsporen oder Miasmen auf die Schleimhäute ähend und Entzündung erregend einwirken, können wir bei der miasmatischen Halsentzündung, sowie beim Scharlach (welcher stets mit der sogenannten Diphtherie verbunden ist) mit unseren Augen erkennen.

Je früher die Miasmeninfektion erkannt wird und je schneller das antimiasmatische Chlorwasser zur Anwendung kommt, desto geringer ist die Erkrankung.

Es gehört aber Erfahrung und sorgsame Beobachtung dazu, um bei Kindern die Erkrankung frühzeitig zu erkennen, weil diese Krankheit meistens mit unbedeutenden Erscheinungen beginnt, so daß die Erkrankten wenig klagen.

Erst dann, wenn sich abwechselnd Frösteln und Hitze (Fieber), Uebelkeit, Erbrechen, Kopfschmerz stärker bemerzlich machen, pflegt erkannt zu werden, daß eine Krankheit beginnt. In Zeiten, wo miasmatische Halsentzündung und Scharlach herrschen, sollte man

*) Ohne in den Kampf medizinischer Kontroversen eintreten zu wollen, glauben wir doch, daß es die Pflicht der „Illustrierten Welt“ ist, im Interesse der Familie bei einer so hochwichtigen Sache der wohlbegründeten Ansicht eines so erfahrenen und seit langen Jahren überaus glücklich praktizierenden Arztes hier Raum zu geben.

nicht ärgern, die Rachenhöhle des erkrankten Kindes zu besichtigen, zumal dann, wenn sich auch Halsbeschwerden einstellen.

Berücksichtigt man zur Zeit dieser Vorböten der miasmatischen Halsentzündung und des Scharlachs einen kleinen Theelöffel voll Chlorwasser, so verlieren sich die gedachten Krankheitsvorböten sofort. Eine ähnliche gute Wirkung haben dann auch die starken Spirituosen (Cognac, Rum), wovon man ebenfalls einen oder einige Theelöffel voll reicht.

Kommen diese antimiasmatischen Mittel in den ersten beiden Tagen nach erfolgter Miasmeninfektion nicht zur Anwendung, so bemerkt man am dritten Tage der Krankheit eine geringe Anschwellung der Mandeln und Rötzung der Schleimhaut der Rachenhöhle.

Wird auch an diesem Tage das Chlorwasser nicht angewandt (die Spirituosa sind dann nicht mehr wirksam), so zeigen sich am Ende des dritten, oder im Anfang des vierten Tags an der Schleimhaut der Mandeln einige linsengroße weiße Flecken. Auch diese lassen sich meistens noch durch Chlorwasser (stündlich einen halben Theelöffel voll) in 24 bis 48 Stunden tilgen.

Durch Anwendung der Spirituosa und des Chlorwassers kann man also die beginnende miasmatische Halsentzündung im Keime ersticken oder coupiren, wie ich in ärztlichen Schriften seit zwanzig Jahren mehrfach mittheilte.

Wenn trotzdem alle Lehrer der Heilwissenschaft und alle Schriftsteller bei der traditionellen Meinung beharren, die miasmatische Bräune und überhaupt die miasmatischen Krankheiten ließen sich nicht coupiren, so muß ich bedauern, daß es keine Akademie gibt, welche verpflichtet ist, die mitgetheilten Beobachtungen und Enthüllungen der praktischen Aerzte zu prüfen und zu verwerthen. Ohne eine solche Akademie gehen meistens die Erfahrungen der praktischen Aerzte verloren, weil ihre Mittheilungen unbeachtet bleiben oder todtgeschwiegen werden.

Die in den ersten drei Tagen nach erfolgter Infektion allmählich zunehmende Anschwellung der Mandeln wird nicht selten mit Entzündungsbräune oder katarrhalischer Halsentzündung verwechselt. Da diese Verwechslung verhängnißvoll werden kann, sofern die antimiasmatische Behandlung dann unterbleiben sollte, oder zu spät in Anwendung gezogen werden würde, so möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die ungefährliche katarrhalische Halsentzündung vom Beginn an hochgradige Halsschmerzen und Schlingenschwierigkeiten im Gefolge hat, und daß es diesen Kranken stets schwer wird, oft ganz unmöglich ist, die Zahnröhren von einander zu entfernen; so daß es schwer hält, oder gänzlich unmöglich ist, die Rachenhöhle zu besichtigen.

Die an miasmatischer Halsentzündung Leidenden vermögen dagegen die Riefer stets so weit von einander zu entfernen, daß man die Rachenhöhle besichtigen kann. Auch können die an miasmatischer Halsentzündung Leidenden stets (bis zum tödtlichen Ausgang) Nahrung und Arznei verschlucken, während den an der katarrhalischen Halsentzündung Leidenden das Schlucken stets sehr schmerzhaft und oft ganz unmöglich ist.

Sollte in den ersten drei Tagen der Erkrankung ein Zweifel der Diagnose obwalten, so möchte ich anrathen, dem Kranken einige Theelöffel voll Cognac und Chlorwasser zu reichen, damit die etwa vorhandene miasmatische Halsentzündung nicht in ein gefährliches Stadium trete, zumal diese Mittel sich auch als gute Linderungsmittel bei der katarrhalischen Bräune bewähren, und deren Ausgang in Abkühlung häufig verhüten.

Wird die miasmatische Halsentzündung in den ersten drei Tagen nach erfolgter Infektion nicht coupirt, so fließen am vierten Tage die sich vergrößernden Flecken zusammen, und bilden an jeder Mandel einen etwa pfenniggroßen weißen Fleck, dessen vordere Seite halbmondförmig sichtbar ist, wenn man die Zungenwurzel mit einem Löffelstiel sanft niederdrückt. Bei kleinen Kindern ist diese Untersuchung oft sehr schwierig, weil sie das Niederdrücken der Zungenwurzel meistens möglichst erschweren.

Da diese weißen Flecke auf Absterben (Nekrosis) der Schleimhaut der Mandeln beruhen, so läßt sich in diesem Stadium die Krankheit nicht mehr coupiren; wohl aber bewirkt die abwechselnde Darreichung von Chlorwasser und Spirituosen noch eine wesentliche Abmilderung (Modifikation) der Krankheit, und vermindert ihre Dauer und Gefährlichkeit, insofern diese Mittel dann das weitere Umsichgreifen der Zerstörung der Schleimhaut, und das Brandigwerden des Gewebes (Parencchym) der Mandeln häufig abmenden.

Daß dem so ist, erhebt aus der Thatfache, daß nach Anwendung dieser antimiasmatischen Mittel die Uebelkeit, das Erbrechen und das Fieber bald nachlassen, und daß sich am Rande der weißen Flecke eine Grenzjurage oder Demarkationslinie bildet.

Bei Anwendung dieser Mittel löst sich dann in zwei oder drei Tagen die abgestorbene Schleimhaut von den Mandeln ab, und diese Hautstücken werden dann entweder durch Gurgeln ausgeworfen, oder sie gelangen mit den gemessenen Dingen in den Magen, und werden dann häufig durch Erbrechen entleert.

Aus der Thatfache, daß die Lehrer der traditionellen Heilwissenschaft diese weißen Flecke der Schleimhaut und die sich ablösenden Schleimhautstücke, diphtheritischen Pelag oder Exsudat nennen, leuchtet hervor, daß ihre Ansicht über das Wesen dieser Krankheit eine irrige ist.

So wie kein Arzt die durch den Genuß heißer Speisen, oder durch ägende Stoffe entstandene Zerstörung der Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle (die abgestorbene Schleimhaut sieht stets weiß aus, wie bei der Zerstörung derselben durch Miasmen) eine Ausschleimung oder Exsudat nennen würde, so verdient auch die durch ägende Miasmen zerstörte Schleimhaut diese Bezeichnung nicht.

Wenn die Injektion hochgradig war, so wird bei Unterlassung der Anwendung der genannten antimiasmatischen Mittel am sechsten Tage der Krankheit nach dem Abfallen der zerstörten Schleimhautstücke das zwischen Schleimhaut und Parencchym der Mandeln liegende Quargefäßnetz oder Zellgewebe ebenfalls zerstört.

Das abgestorbene Zellgewebe hat ein graues oder bläuliches Aussehen.

Da diese nach dem Abfallen der abgestorbenen Schleimhaut sich bildenden grauen Flecke der Mandeln und der benachbarten Weichtheile von der Heilwissenschaft als *Rachischus* des diphtheritischen Exsudats oder Pelags bezeichnet worden, so leuchtet auch aus dieser ganz unpassenden Bezeichnung hervor, daß die Vorstellung der Wissenschaft über das Wesen dieser Krankheit eine irrige ist.

Sobald diese auf Absterben oder Nekrosis des Zellgewebes beruhenden grauen Flecke sich zeigen, so nimmt die bis dahin meistens

unbedeutend scheinende und oft gar nicht erkannte Krankheit plötzlich einen gefährlichen Charakter an, und in diesem Stadium der Krankheit vermag auch die Anwendung des Chlorwassers den Ausgang in brandige Zerstörung des Gewebes (Parencchym) der Mandeln nicht immer abzuwenden.

Die Mandeln bekommen dann Risse, aus welchen stets neues, abgestorbenes Zellgewebe sich in Fetzen abblöst. Mit dem Beginn der durch Brand (Gangrän) zerstörten Mandeln stellt sich ein widerlicher Fäulnisgeruch ein, welcher bei strophulösen Personen so hochgradig wird, daß man die Kranken von Zeit zu Zeit in ein anderes Zimmer verlegen muß, weil das Oefnen der Fenster und Thüren die Zimmerluft nicht genügend von diesem Fäulnisgeruch (in welchem die Krankenpfleger übel werden und erkranken) zu befreien im Stande ist.

Hand die Zerstörung der Schleimhaut anfangs nur an den Mandeln statt, so verbreitet sie sich am fünften und sechsten Tage der Krankheit, sofern das Chlorwasser nicht zur Anwendung kommt, auch über die Schleimhaut des Rachen und der benachbarten Weichtheile der Rachen- und Mundhöhle; und nicht selten wird dann auch die Schleimhaut der Rachenhöhle und des Kehlkopfs brandig zerstört.

Während man durch frühzeitige antimiasmatische Einspritzungen die Entzündung der Rachen- und Kehlkopfschleimhaut vor dem Ausgange in Brand bewahren kann, so kann man gegen die Affektion der Schleimhaut des Kehlkopfes kein wirksames Heilmittel in Anwendung ziehen, weil der Kehlkopf so sehr empfindlich ist, wie Jeder weiß, welcher sich einmal verschluckt.

Die empfohlene Einathmung (Inhalation) des chlorwasserhaltigen Bromkali mit Kaltwasser sah ich häufig, aber stets erfolglos anwenden, während bei fortgesetztem Einnehmen des Chlorwassers einzelne dieser am sogenannten „Diphtheritis-croup“ Leidenden genesen.

Der gegen den sogenannten Diphtheritis-croup empfohlene Luftröhrenschnitt (Tracheotomie) ist jedoch nicht zu rechtfertigen, weil eine Verstopfung der Stimmröhre gar nicht stattfindet.

Wenn nach Anwendung dieser nicht ungefährlichen Operation einzelne dieser Kranken genesen, so würden sie auch ohne diese Operation am Leben geblieben sein, wie die Thatfache beweist, daß sieben solcher Kranken, welche bereits zum Luftröhrenschnitt verurtheilt waren und dann in meine Behandlung übergingen, beim Gebrauch des Chlorwassers und schweißtreibender Arzneien genesen. Wäre bei diesen sieben Kranken der Luftröhrenschnitt seitens der Eltern nicht verweigert, sondern ausgeführt worden, so würde man die etwaige Genesung derselben der Anwendung jener Operation zugeschrieben haben, obwohl mit Unrecht, weil sie ja bei dem Gebrauch rationeller Mittel ohne den Luftröhrenschnitt genesen. Wenn nach Ausführung des Luftröhrenschnittes, zu dessen Anwendung kein Grund vorhanden ist, einzelne der Operirten am Leben bleiben, so genesen sie nicht in Folge dieser Operation, sondern trotz derselben.

Der Tod wird bei dieser Krankheit nicht etwa durch Verstopfung der Stimmröhre und dadurch bewirkte Erstikung verursacht, sondern durch Herz- und Lungenlähmung. Die Lähmung der zu diesen wichtigen Organen gehenden Nerven ist die Folge von Mitleidenschaft oder Sympathie, welche veranlaßt wird durch die Lähmung der zum Rachen und zum Kehlkopf gehenden Nerven, insofern dieselben Zweige desjenigen vom Gehirn kommenden Nerven sind, welcher auch zum Herzen und zu den Lungen Nerven zweige sendet. Diese Verwandtschaft der genannten Nerven ist also die Ursache der Gefährlichkeit der Hals- und Kehlkopfkrankheiten.

Daß dem so ist, daß der brandige Ausgang der Hals- und Kehlkopfentzündung und das dadurch bewirkte Absterben der betreffenden Nerven die Lähmung der zum Herzen und zu den Lungen führenden wichtigen Nerven zur Folge haben kann, erhebt aus der Thatfache, daß sich bei dieser Halskrankheit häufig auch Lähmung anderer Körpertheile einstellt, deren Nerven nur durch den das ganze Nervensystem verbindenden sympathischen Nerven (nervus sympathicus) mit dem Rachenerven in Verbindung stehen. So entstanden Lähmungen der Arme werden durch Zugpflaster geheilt, welche man in's Genick legt, während bei Lähmung der Beine das spanische Fliegenpflaster in der Kreuzgegend gelegt wird.

Neben dem innern Gebrauch des Chlorwassers möchte ich für solche Kranke, welche gurgeln können, das häufige Gurgeln mit einer starken Solution des chlorwasserhaltigen Bromkali empfehlen (und zwar 6 Gram in 180 Gram Wasser), weil dieses Mittel schwach antimiasmatisch wirkt, und weil durch das Gurgeln die abgestorbenen Schleimhautstücke entfernt werden.

Dieses Mittel eignet sich auch zum Auspritzen der Nase, was man bei dieser Krankheit niemals unterlassen sollte, um so weniger, als dadurch nicht nur die Entzündung der Schleimhaut der Nase vor dem Ausgange in Brand geschützt wird, sondern auch die der Rachenhöhle.

In schlimmen Fällen lasse ich auch in die Rachenhöhle Einspritzungen von Chlorwasser machen, zumal dann, wenn die Kinder sehr ungenügend einnehmen und das Eingeben durch Zusammenbeißen der Zähne erschweren. Da ihnen das Einspritzen von Chlorwasser in die Nase noch unangenehmer ist als das Einnehmen dieser Arznei, so braucht man zum Einspritzen meistens nur einmal keine Zusücht zu nehmen, weil sie demnach das Verschlucken des Chlorwassers dem Einspritzen vorzuziehen pflegen.

Was die Mischung des Chlorwassers anlangt, so verordne ich in leichten Fällen, d. h. bei frühzeitiger Erkennung der Krankheit (denn in den ersten vier Tagen nach erfolgter Infektion erscheint diese Krankheit stets unbedeutend und ungefährlich), dieses Mittel mit gleichen Theilen Wasser gemischt, und lasse davon stündlich einen halben Theelöffel voll einnehmen.

Es ist rathsam, nur dreißig Gram Chlorwasser mit einem Zusatz von ebensoviele Wasser zu verordnen, weil das Chlor beim wiederholten Oefnen des Glases verfliehet, und bei Verordnung einer größeren Menge die Wirksamkeit des Mittels also zu schwach werden würde.

Da das Tageslicht auf das Chlor zerlegend wirkt, so muß das Chlorwasser in einem schwarzen Glase dispensirt werden.

Das Chlorwasser muß wie jede schlecht schmeckende Arznei den kranken Kindern tief in den Mund gegossen werden, weil der schlechte Geschmack dann weniger wahrgenommen wird.

Nach dem Einnehmen darf weder ein Getränk, noch etwas Wohlwärmendes zur Tilgung des schlechten Geschmacks gereicht werden, weil dadurch die Wirksamkeit des Chlorwassers verringert werden würde.

Die Annahme der Wissenschaft, das Chlorwasser sei dem Magen nicht bestimlich, ist entschieden irrig. Seit zwanzig Jahren wandle ich dieses herrliche Heilmittel bei allen miasmatischen Krankheiten erfolgreich an, und ich lasse bei Typhus, Ruhr, Cholera, Plattern einen bis zwei Theelöffel voll einnehmen. Aus Vorsicht aber lasse ich dann fünf Minuten nach dem Einnehmen Wasser nachtrinken oder Mandelmilch.

Da bei der miasmatischen Halsentzündung ein halber Theelöffel voll Chlorwasser ausreicht, die entzündete Schleimhaut der Rachenhöhle zu nehen, so darf man im gefährlichen Stadium der Krankheit halbstündlich einen halben Theelöffel voll von diesem Mittel reichen, zumal von einer so geringen Menge kaum einige Tropfen in den Magen gelangen, da ein halber Theelöffel voll Flüssigkeit von der Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle aufgelöset wird.

Wenn das Chlorwasser erst am fünften Tage oder später — also in einem gefährlichen Stadium dieser Krankheit — zur Anwendung kommt, so muß man 40 Gram Chlorwasser mit nur 20 Gram Wasser gemischt verordnen und davon bis zur Milderung der Gefahr halbstündlich einen halben Theelöffel voll nehmen lassen, in gefährlichen Fällen auch bei Nacht, sonst nur während der zwölf Stunden des Tags.

In schlimmen Fällen ist es heilsam, außer dem Chlorwasser diesen Kranken auch zwei- oder dreimal täglich einen halben oder ganzen Theelöffel voll Cognac zu reichen, insonderheit behufs Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle vor dem Genuß von Speisen.

Den Krankenpflegern und Zimmergenossen möchte ich dringend empfehlen, vor jeder Mahlzeit einen Schluck Cognac zu nehmen, weil dieses Mittel vor Ansteckung schützt.

Nächst dem Gebrauch des Chlorwassers, der starken Spirituosen, der Einspritzung in die Rachenhöhle und dem Gurgeln ist es die Sorge für Reinigung der Zimmerluft, wodurch man günstige Heilerfolge erzielt.

In der Jahreszeit der Ofenheizung genügt das Offenstehen eines Fensters, weil die erwärmte Luft ausströmt und dafür reine Luft eindringt.

Während der milden Jahreszeit genügt das Offenstehen eines Fensters nicht, weil bei gleicher Wärme der freien und der Zimmerluft ein genügender Luftwechsel nicht stattfindet. Nur durch Erregung von Zugluft sind dann die von den Kranken ausströmenden Miasmen genügend auszutreiben. Gegen den Nachtheil der Zugluft schlägt man dann die Kranken und Krankenpfleger durch eine sogenannte spanische Wand oder ein aufgehängtes Leintuch.

Der Arzt muß aber die Ausführung dieser Lüftung (Ventilation) sorgsam bei Tage und bei Nacht überwachen, weil unverständige Krankenpfleger die warme Luft der kalten vorzuziehen und die Lüftung zu vernachlässigen pflegen.

Wer dieses Heilverfahren streng in Anwendung bringt, hat sich günstiger Erfolge zu erfreuen.

Nicht selten beobachtete ich, daß schwache Eltern die empfohlenen Mittel nicht genügend anwandten, weil die kranken Kinder deren Gebrauch verweigerten. Diefem Widerstande ist nur durch Strenge zu begegnen, wenn man der Neue vorbeugen will.

Zum Schluß möchte ich noch einige Worte über die Entstehung der giftigen Schimmelpilze, des Ursprungs der Miasmen und der Quelle der miasmatischen Krankheiten hinzusetzen.

Die Schimmelpilze entstehen durch Fäulniß aller abgestorbenen Stoffe des Thier- und Pflanzenreichs unter Einwirkung der Luft, Wärme und Feuchtigkeit. Alle faulenden organischen Stoffe müssen deshalb ferngehalten und in die Erde eingegraben, oder sonst abgeteilt werden.

Auf einige besonders häufig vorkommende und nicht immer beachtete Herde der Pilzbildung möchte ich aufmerksam machen. 1. Feuchte Wände. Bei Neubauten werden gar häufig die noch feuchten Wände mit Tapeten beklebt, wo dann der in den Tapeten enthaltene Leim und der zum Ankleben verwandte Kleister sehr bald zur Erzeugung von Schimmelpilzen Anlaß gibt. Werden solche Zimmer bewohnt, so müssen die Tapeten, welche mit Schimmel überzogen sind, sorgsam entfernt werden, wenn man die Entstehung von Miasmen beseitigen will.

2. Feuchte Seegrasmatratzen und Polster. Weil das Seegras Salztheile enthält, so zieht es bei feuchtem Wetter und in feuchten Zimmern Wasser an, und es geräth dadurch in Fäulniß, welche dann zu Pilzbildung und Miasmenzeugung führt.

3. Schlecht angelegte und ungenügend gereinigte Aborte. Es ist entschieden ein großer Fehler der Baukunst, daß die Aborte jetzt innerhalb der Häuser, und vorzugsweise im Treppenhause angelegt werden.

Eine gute Wasserspülung macht diesen Fehler freilich weniger bemerklich. In den meisten Häusern fehlt aber dieses Reinigungsmittel, und in diesen entstehen durch die sich im Hause verbreitenden Miasmen die miasmatischen Krankheiten, welche dann durch Ansteckung sich epidemisch verbreiten.

Die Anlage der Aborte innerhalb der Häuser sollte seitens der Sanitätspolizei verboten werden, sofern nicht eine genügende Wasserspülung jeden Geruch fern hält.

Gold aus den Flüssen Perus.

Der ganze Chucamba in Peru auf einer meilenlangen Strecke oberhalb und unterhalb des Sonnenteppels führt Gold, und die Bewohner der Provinz Huamelis, durch welche er fließt, gewinnen durch Waschen des Sandes und mittelst Schaffellen 200,000 bis 300,000 Dollars Gold jährlich. Die Wölle auf dem Freil wird bis auf etwa einen halben Zoll Länge abgemessen. Dann werden die Wölle mit der Wollseite oben mittelst Iose auf sie gelegte Steine immer- und unterhalb der verschiedenen Stromschnellen festgankert, und in dieser Lage läßt man sie 6—24 Stunden liegen. Darauf werden sie sorgfältig aus dem Wasser genommen, mit der Wollseite unten in ein Faß Wasser gelegt und gründlich gewaschen. Das Gold, das aus der Wölle des Fasses abfällt, wird schließlich am Boden des Fasses gesammelt. Schafe waren den Inkas unbekannt, und da sie eine ungeheure Menge Gold aus diesem Paktolus gewonnen haben, so vermuthet man, daß sie die Felle des Lama (Camelus laevis) und des Vicuna (Camelus peruanus oder vicuyna) anwendeten. Es muß dieß nicht nur dem Leser im Allgemeinen wichtig erscheinen, sondern auch den Goldsuchern, die sich in gleicher Lage befinden, werthvoll sein.

Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen
von

Ludwig Freiherrn von
Ompeda.

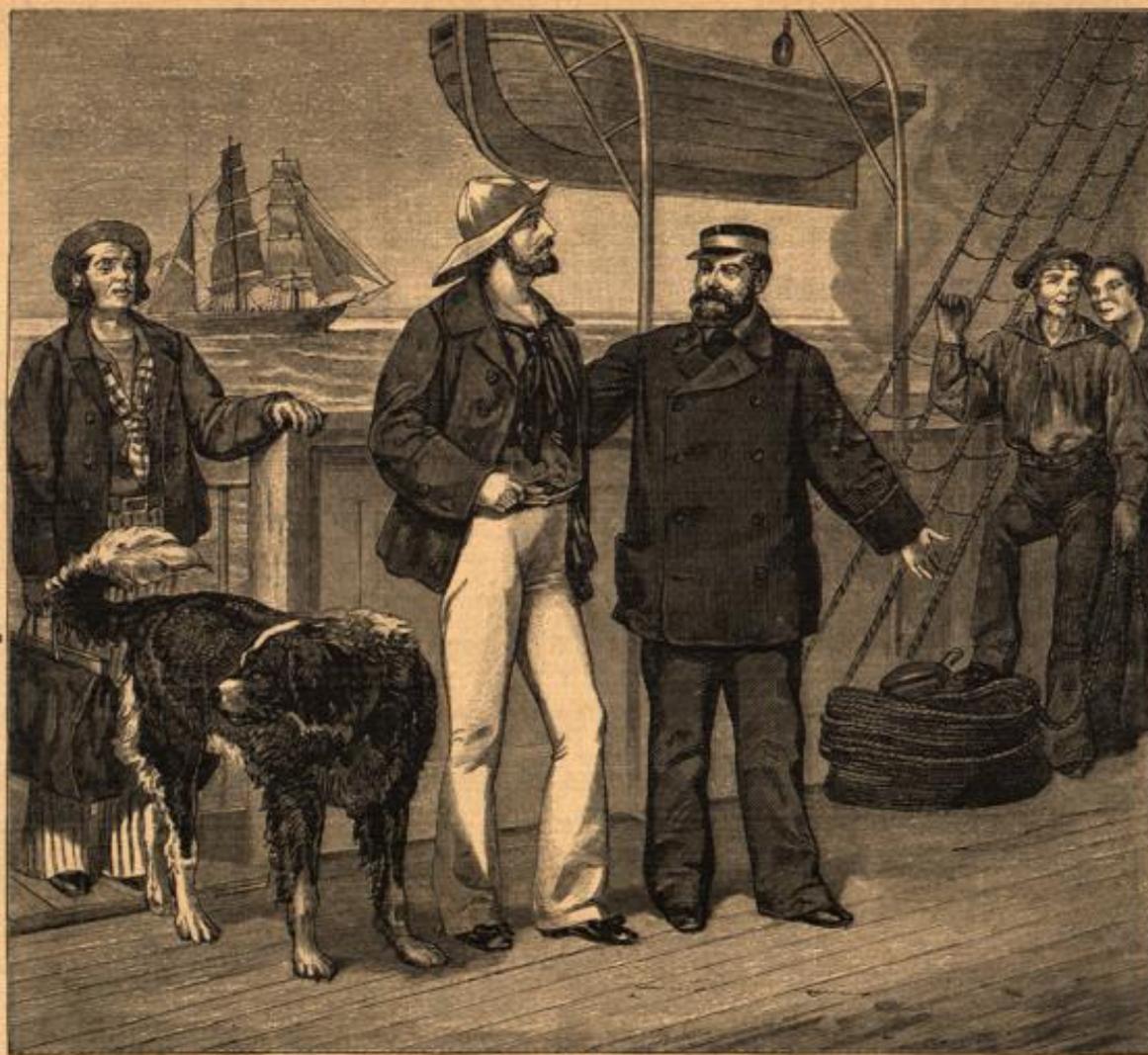
(Nachdruck verboten.)

Die See hatte mit sinkender Ebbe den Fuß des hohen Deiches verlassen; dann hatte das Wasser sich allmählig auch vom flachen Vorlande in unabsehbare Ferne zurückgezogen. In diesen Stunden entwickelt sich auf der weiten Fläche des Watts alsobald ein reges Leben.

Der Mensch ergreift in den kurzen, mit ewiger Regelmäßigkeit wiederkehrenden Zeiträumen zwischen zwei Fluten Besitz von dem Boden, den das Meer auf kurze Zeit geräumt hat. In langsamem Kampfe, durch zähe Arbeit, trachtet er, was vor Jahrhunderten von dem Festlande verloren ging, jetzt dem Meere wieder abzugewinnen. Nicht indem er mit seiner winzigen Kraft dem elementaren Walten der Natur entgegentritt. Vielmehr macht er sich die wunderbare, den zu- und abströmenden Wassermassen angeborne landschaffende Thätigkeit dienstbar. Er versucht nicht, den Ocean zu zwingen; aber er leitet blinde Gewalt nach seiner eigenen Einsicht, auf daß sie für ihn den flachen Meeresboden allmählig immer höher aufbaue und so sich selbst von ihrem bisherigen Tummelplatze zurückdränge. Denn jede tägliche Flutwelle, die über das unfertige, weiche und haltlose Watt hinströmt, lagert auf dessen Oberfläche, gleich

wie jeder neue Tag auf das Menschenleben, eine frische, unmeßbar dünne Schicht fruchtbarster Rohstoffe. Diese Abscheidung vereint sich alsdann während der trocknenden

und weiter dem schützenden Deiche zudrängt. Ueber jene thätig schaffenden Gruppen hin schießen frei und flüchtig die weißen, schwarzköpfigen Möven und die kleinen, gabel-



Die Hochflut. Am nächsten Morgen erldien Wolf mit Fox und seinem Diener an Bord. (S. 2.)

Ruhepause der Ebbe mit den schon vorhandenen älteren Lagerungen zur Aufhöhung und Festigung des Bodens. Dieses erdbildende Schaffen der Elemente nun wird von den Menschen in Dienst und Pflicht genommen. Durch unablässiges Graben und Schaufeln regeln und befördern sie die anschwellende Thätigkeit der Meereswellen, indem sie dieselben in ein Netz weiter, künstlicher Rillen und Buchten einfangen, um sie dort zu längerer Ruhe und zu reichlicherer Fällung der in ihnen schwimmenden Erdbtheilchen festzuhalten. Allmählig verschwinden auf den erhöhten trockeneren Feldern die mannigfachen Salze und Sumpfpflanzen, die sich als früheste Ansiedler hier eingefunden hatten: die bläuliche Strandaster und der fleischige kaktusähnliche Krückerfuß.

An Stelle dieses Blumenwaldes überzieht ein üppiger, dichter Teppich kurzen, nahrhaften Grases den Boden, der nun dem waidenden Vieh eine fette Weide bildet. Vor- aus aber diesem jetzt reifen Zuwachse zum alten Festlande streben unermüdetlich die grabenden und schaufelnden Arbeiter hinaus zum Meere, bis nach einigen Stunden angestrengten Bemühens im weichen, zähen, nassen Schlamm die nächste, in unzähligen kleinen und großen Rinnsalen unmerklich von Neuem anlaufende Flut sie wiederum auf den grünen, hohen Heller



Keine in rosigter Laune. Nach einem Gemälde von Otto Grashof.

schwänzigen Seeschwalben. In den unzähligen, von Enten, Rischen und Strandläufern bevölkerten Pfützen und Lachen fischen sie nach Krebsen, Krabben, Garneelen und kleinem Gewürm.

Peilschnell fahren einzelne Menschengestalten in seltsam kauender Stellung auf dem schlüpfrigen, trügerischen Sumpfboden in regellosem Zickzack nach allen Richtungen hin und wieder. Eines ihrer Kniee ruht auf einem kleinen, bootartig gestalteten Brette, während sie mit dem andern Fuße und mit langem Stocke sich fliegend vorwärts schieben. So eilen sie zu den verschiedenen, in der sinkenden Sonne erglänzenden Lachen und Prielchen, um dort die von der weichenden Ebbe hüßlos zappelnd im allzu seichten Wasser zurückgelassenen Fische, vor Allem den zarten, köstlichen Wattbutt, zu überraschen und zu fangen, ehe die rückkehrende Flut ihnen neue Schwimmkraft verleiht.

Aber nicht zu jeder Ebbezeit herrscht solch' fröhliches, thätiges Leben auf den Watten. Seit einer Woche etwa hatte der stürmische, böige Nordwest die Wogen mit solch' unablässiger und dräuender Gewalt gegen den Deich gejagt, daß die Wassermassen keine Mühe zum Rückzuge zwischen zwei Fluten fanden und wie ehemals das gesammte Vorland ununterbrochen besetzt hielten. Dann herrscht auch während der Ebbe Todtenstille über dem Watten, dem großen Graben früherer, durch die verderblichen Sturmfluten hier ertränkter Geschlechter.

Heute endlich hatte bei abfallendem Winde und warmem Sonnenschein die lange gehemmte Arbeit in den Gruppen und Schlickfängen wieder aufgenommen werden können. Manches hatte sich dort durch die wilde, wühlende Kraft des Wassers zerstört vorgefunden und mußte von Neuem geordnet werden.

So war die Mannschaft auf dem Anwache heute nicht sich selbst überlassen gewesen. Der Herr des Dries, Albrecht Lammsdorf, der Besitzer des hinter dem Deiche im Brooken Polder liegenden großen Platzes Uthusen, hatte draußen ihr Schaffen geleitet.

Jetzt näherte er sich mit seinem Begleiter und Nachbarn, Herrn Sybo Ufena, langsam wieder dem Deiche. Beide Männer hatten sich durch hohe Wasserstiesel gegen die durchnässenden Folgen des Einsinkens in den haltlosen, wassergesättigten Schlud geschützt und trugen lange Pulstöße auf der Schulter, Springstangen, die unten durch eine Verwicklung gegen das Einsinken geschützt sind. Mit diesen Schwangen sie sich, nach gewandter Landesart, in weitem Bogen über die breiteren Wasserläufe hinweg. Dann durchschritten sie sicheren Trittes den höheren, festen, grasbedeckten Heller, auf dem das schwere schwarzbunte Hornvieh und die breiten, langwolligen Marschschafe noch behaglich waideten, unbefümmert um das steigende Wasser, dem durch rechtzeitigen Rückzug auf die breite Bürme des Deiches auszuweichen eine täglich wiederkehrende Übung die Thiere gelehrt hatte.

Als die zwei Wanderer die sanft abfallende Außenböschung des Deiches hinanstiegen, traten sie zu einer Gruppe von Männern heran. Diese waren dort den Tag über beschäftigt gewesen, allerlei Schäden auszubessern, die der wühlende Angriff der Wellen in die feste, ebene Oberfläche des Abhanges gerissen hatte. Eine niemals endende Sorge, denn jede Fehlstelle in der kurzen Grasnarbe ist bei nächster bewegter Hochflut ein Angriffspunkt für den bohrenden, aushöhlenden Stoß der aufschlagenden Welle, daher eine stete Gefahr für das gesammte schwere Gebäude des Deichkörpers wie für das bewohnte Tiefland, das sich hinter ihm birgt. Die wieder ausgefüllten Vertiefungen waren bereits mit wohl eingestampften Rasenstücken und mit einer festgeklammerten Bestattung von Stroh dicht bekleidet. Die Arbeiter legten noch die letzte sorgliche Hand an die völlige Ausgleichung der schützenden Decke.

Nachdem die Arbeit geprüft und gut befunden war, erklommen die beiden Guts Herren die breite Kappe des Deiches. Von hier aus ließen sie ihre Blicke nochmals rings über die weite Fläche schweifen, die sie soeben durchmessen hatten. Sie standen an einer Stelle, wo der nach beiden Seiten in langer, fast geradliniger Schwingung verlaufende Deich auf kurzer Strecke in stumpfem, flachem Bogen bastionartig vorsprang. Ihre Gestalten hoben sich hier, auf dem erhabensten Punkte der Landschaft, scharf gegen den klaren Himmel ab und der Unterschied beider Erscheinungen sprang deutlich in's Auge. Albrecht Lammsdorf's höherer, schlanker und seiner Wuchs, sein dunkles, gelocktes Haar, seine blassen, regelmäßigen Züge, sein wellig herabfließender Bart, der Oberlippe und Kinn frei ließ, seine raschen elastischen Bewegungen und seine weißen, wohlgepflegten Hände gaben ihn als eine dem blonden und breiten friesischen Volkstamme, in dessen meerräumter Heimat wir uns bewegen, fremdartige Erscheinung. Auch seine Kleidung, obwohl dem Orte und der ländlichen Thätigkeit entsprechend, zeigte dennoch in Stoff und Schnitt eine gewisse weltmännliche Gewähltheit, die in die eingeborenen, abgeschlossenen Kreise jenes Landtriches noch nicht eingedrungen war. Sein Begleiter war nur wenig kleiner als er, aber eine gedrungene Gestalt mit rundem, luftfrischem, durch reichliche Sommersprossen in der Farbe gehobenem Gesichte, ehrlichen wasserblauen Augen, schlichtem gelblichem Haar, rötlichem Naturharte, zuverlässigen Schultern und arbeitgewohnten Händen. Die wettergeprüfte, halb lands-, halb seemannische Kleidung gab dem ganzen Range, dem vollbürtigen Vertreter des kaltsblütigen und phlegmatischen Stammtemperaments der Seelände, etwas Lichtiges, Thatkräftiges und Verbes.

Sybo Ufena hatte die Bewegungen des Waidenviehs auf dem Anwache, den Flug der Seevögel über den Lachen des Wattes und die helle, goldige Beleuchtung des westlichen Himmels in der untergehenden Sonne aufmerksam beobachtet. Dann sagte er bedächtig:

„Ich denke, das Wetter bleibt noch einige Zeit ruhig. Wir haben erst in vierzehn Tagen Neumond. Bis dahin sind wir vor einer Springflut sicher. Da hat das Gras auf den frisch belegten Stellen volle Zeit, festzuwurzeln, um dem Wellenschlage Stand zu halten.“

„Du machst Dir stets Sorgen wegen unseres Deiches,“ entgegnete Albrecht lächelnd. „Ich meine, er ist ebenso hoch und fest wie alle anderen längs unserer Küste und auch drüben in Holland.“

„Es ist nicht wegen der Stärke unseres Schutzwalles,“ versicherte der Andere. „Nur die unglückliche Ausbuchtung hier, auf der wir stehen, liegt mir im Sinne. Du weißt, hier brach der Deich bei der großen Weihnachtflut, die vor vierzig Jahren unsere Marschen verwüstete. Jedesmal, wenn ich hier vorübergehe, erinnert mich der alte Koll dort unten an jene Schreckensnacht.“

Er wies bei diesen Worten hart an der inneren Seite des Deiches hinab auf eine beträchtliche, mit Binsen, Schilf, braunen Rohrkolben und schlammigem Wasser gefüllte Vertiefung in der übrigens völlig ebenen und mit üppigen, reifenden Feldfrüchten sauber bestellten Bodenfläche des Polders.

„Hier brach der Deich,“ fuhr er fort, „oben in der durch die überschlagenden Wellen erweichten Kappe. Wie ein Wasserfall stürzte die gespannte Flut hinab in unsern Polder. Unten wühlte der Strudel einen tiefen Trichter und in diesen versank der schwere unterspülte Deichkörper. Es war kurz darauf, als der Ohm ten Broek nach des Großvaters Tode Herr auf Uthusen geworden war.“

„Mein Schwiegervater hat den Deich höher und stärker wieder gebaut, als er zuvor hier stand,“ wandte Albrecht ein.

„Allerdings,“ entgegnete Sybo, „aber anstatt ihn dort hinter dem Kolle landeinwärts heranzuführen und die Ausfüllung des häßlichen Loches der Arbeit des Meeres zu überlassen, legte der Ohm den neuen Deich weiter hinaus. Dadurch stellte er ihn in der Fronte den Angriffen der Sturzwellen von Nordwesten her bloß. Alle erfahrenen Nachbarn, die unsere Küste von Kindesbeinen auf kannten, schüttelten die Köpfe über die verwegene Anlage des ‚Latiensken Buern‘. Aber der Ohm, weil er ein Studirter war, ein gelehrter Mathematiker und Naturforscher, ein ‚Sternkieker‘, wie sie ihn hier nannten, lachte sie aus und meinte, er verstehe es nach wissenschaftlichen Grundsätzen besser als die einfachen Polderbauern.“

„Ich meine, die Erfahrung hat ihm Recht gegeben,“ wandte Albrecht ein. „Der Deich hat jetzt seine dreißig Jahre gut gehalten.“

„Das hat er, Gott sei Dank!“ gestand der Andere zu. „Aber seit jener Zeit sind wir auch von einer gleich schrecklichen Sturmflut nicht getroffen worden. Meine Mutter war damals noch unverheiratet. Hätte mein Vater schon zu jener Zeit als Herr auf Gesinenhof hier im Brookenpolder gewohnt, er hätte das Wagstück wahrlich nicht zugegeben. Nun, der Himmel schütze uns auch ferner!“ schloß er mit ernster Betonung seine Auseinandersetzung.

Albrecht Lammsdorf hatte die lange und bewegte Rede seines sonst so gleichmütigen und wortkargen Gefährten geduldig angehört. Jedoch gaben ihm dessen Erinnerungen an eine weit zurückliegende und dem Hörer völlig fremde Vergangenheit keinen Anlaß zu einer fortgesetzten Erwiderung.

„Es wird Zeit für mich, heimzukehren,“ schloß er das Gespräch. „Theda erwartet mich beim Thee. Kommst Du mit?“

„Ich danke Dir, heute nicht,“ antwortete Sybo. „Ich muß noch nach den Knechten sehen, die hinter Gesinenhof die Rapostoppel umpflügen. Leb' wohl!“

„Stets der eifrige, nimmer müde Landwirth!“ sagte Albrecht mit scherzhafter Anerkennung. „Guten Abend, lieber Sybo.“

„Ein richtiger Bauer treibt sein Handwerk selber,“ meinte der Andere gutmütig lachend. „Es ist ja auch das Einzige, was ich gelernt habe.“

Die beiden Männer schieden händeschüttelnd. Sybo Ufena ging auf der Höhe des Deiches entlang seinem Platze Gesinenhof zu, dessen rothes Dach vom Westen des großen Brookenpolders unter einer kleinen Gruppe hoher Bäume herüberschaute. Albrecht Lammsdorf stieg die steile Innenböschung des Deiches hinab und schlug die Richtung nach Uthusen ein, dessen umfangreiches Gehöft geraden Wegs vor ihm ziemlich in der Mitte des Polders auf einem Meere wogender, mächtiger Saaten zu schwimmen schien. Sein Wohnhaus war ein niedriges Gebäude. Nach älterer Landesart enthielt es nur ein Erdgeschloß ohne erhöhtes Stockwerk. Aber breiter und geräumiger zeigte es sich, als sonst auf den großen Marschhöfen üblich. Auch war ein Treppengiebel aufgesetzt und die Mauern leuchteten weiß verputzt. Unmittelbar daran schloß sich das lange, massige Wirthschaftsgebäude mit Scheuer und Ställen. Landwärts hinter dem Hause erstreckte sich ein buschiger, nur durch wenige bunte Sommerblumen erweiterter Garten. Seine Linden, Eschen und wenigen Fruchtbäume jedoch gelangten niemals dazu, das Dach des Gebäudes zu überragen, in dessen Schutze vor den Stürmen sie wuchsen. Die Wege waren hier mit weißen Seemuscheln bestreut und große

gefärbte Glaskugeln nebst hell und bunt angestrichenen Pforten und Stafeten verstreut über den Mangel an Licht und Farbe in dieser ersten, eintönigen Natur hinwegzutäuschen. Die gesammte Anlage würde nicht ungewöhnlich erschienen sein, denn der wachsende Reichthum der Gegend und fremde, kunstgebildete Meister hatten schon vielfach den urwäterlichen, strengen Baustyl durchbrochen, — hätte sich nicht aus den Bäumen des kleinen Parks ein Bauwerk erhoben, dessen gleichwohl sonst in allen Marschen des Friesenlandes vergeblich gesucht würde. Es stand dort ein ziemlich hoher, runder, aus rothem Backstein massiv aufgeführter Thurm, der ein absonderlich geformtes, flaches Holzdach trug. Jetzt war er verlassen und unbewohnt. Keine Thür lud an seinem Fuße zum Eintritt ein. Eine starke Leiter jedoch von mehr als dreifacher Manneshöhe lehnte außen an der Mauer und endigte unter einer engen, dort oben in das Gemäuer eingelassenen Pforte. In noch größerer Höhe brachten mehrere unregelmäßig gestellte Fenster Licht in das Innere des Thurms. Sie sahen blind aus und einige waren zerbrochen; denn schon seit Jahren suchte Niemand unter den jetzigen Bewohnern des Gutes dort oben Unterkunft oder gar Unterhaltung. Früher jedoch hatte der Erbauer, Frau Theda Lammsdorf's Vater, der „Sternkieker“ Talo ten Broek, dort mit Fernrohr und Spiegelteleskop sein nächtliches Wesen getrieben. Er war ein fleißiger Forscher oben am Firmamente gewesen, aber ein ebenso unfleißiger Landwirth unten auf Erden. Um sich den Sorgen und Ansprüchen völlig zu entziehen, die den Guts Herrn in Haus und Feld unablässig und unausweichlich verfolgen, liebte er es, aus seiner kleinen, häuslichen Welt in den von ihm für seine Sterne erbauten Wirththum zu entfliehen. Jeden Ueberfall in dieser Feste wehrte dann die aufgezugene Leiter wirksam ab. Dort oben hatte man ihn auch eines Morgens über seinen Büchern und Tafeln todt gefunden.

Albrecht Lammsdorf warf, als er durch den Park seiner Hausthüre zuschritt, einen flüchtigen Blick auf das einsame Bauwerk. Er erinnerte sich, daß er schon vor einiger Zeit den unsicheren Zustand der weder im oberen Eingange des Thurms noch unten am Erdboden befestigten, daher bedenklich wandelbaren Leiter wahrgenommen und daß er beschloßen hatte, sie von ihrer Stelle beseitigen zu lassen, damit nicht ein unbefugter, neugieriger Kletterer auf und mit ihr zu Schaden käme. Mit dem Entschlusse, die Ausfüllung dieser fürsorglichen Absicht nun nicht mehr länger hinauszuschieben, betrat er die Schwelle seines Hauses.

Das Innere des Gebäudes wich von der landesüblichen Art in gleicher Weise ab, wie sein Erbauer, der „latiense Talo ten Broek“. Obwohl eines begüterten friesischen Grundbesitzers und Landmanns Sohn, hatte er sich durch seine gelehrten Studien und langjährigen Reisen den Sitten und der Bildung seines engen, eigenartigen Vaterlandes völlig entfremdet gehabt. Aus der Ferne hatte er auch seine Gattin heimgeführt, eine braune, schwarzlockige Frau, deren ausländische Sprache sie in ihrer neuen Heimat in unnahbarer Vereinsamung von Nachbarschaft und Sippe hielt. Aber die süßliche Blume ertrug nicht die scharfe Luft und den rauhen, nächtlichen Boden, in den sie verpflanzt war. (Fortsetzung folgt.)

Glasfabrikation in Neuwelt (Böhmen).

(Von E. v.)

Die böhmische Glasindustrie erfreut sich seit langen Zeiten eines sehr guten Rufes, den sie auch in vollem Maße verdient. In Böhmen gibt es unzählige Glasfabriken, die eine erstaunliche Masse Glaswaaren jeder Gattung, darunter ausgezeichnete Kunst- und Luxuswaaren, anfertigen. Das böhmische Glas wird nach allen Weltgegenden versendet, besonders nach Amerika, wo es gesucht und beliebt ist.

Das Land Böhmen ist aber auch dazu besonders geeignet und wie prädestinirt von der Natur, welche es reichlich ausstattete mit dem nöthigen Brennmaterial, das ein Hauptforderniß bei der Glasfabrikation bildet.

Es gibt immerhin noch, trotz vandalischer Verwüstungen in letzter Zeit, in Böhmen großartige Wälder, so im Böhmerwalde, wo man hier und da noch Urwald antrifft und wo von jeher auch die meisten Glasetablissemens anzutreffen waren.

Die Stelle dieses jetzt selten und theuren Brennmaterials vertritt nun größtentheils die Kohle, und zwar Stein- oder Braunkohle, welche beide zum Heizen der Oefen in Glasfabriken Verwendung finden.

Die Steinkohle wird entweder direkt zur Heizung des Glas- (Schmelz-) Oefens verwendet oder zur Bereitung des Gases, womit in neuester Zeit in den größten Glasfabriken die Oefen geheizt werden.

So wie im Böhmerwalde finden wir auch im Riesengebirge, welches ebenfalls noch heutzutage reich ist an großen Waldungen, zahlreiche und großartige Glasetablissemens, und gehört das gräflich Harrach'sche in Neuwelt (bei Zannwald) unstreitig zu den ersten und größten. Diese Glasfabrik liefert in neuester Zeit die schönsten und meisten Kunst- und Luxuswaaren.

Indem wir den geneigten Leser auf die betreffende Illustration — darstellend die wichtigsten Momente der Glasfabrikation — verweisen, fügen wir eine kurze Beschreibung der ganzen Prozedur bei, wie sie ein Tourist, der Böhmen nach allen Seiten bereiste, entworfen hat. Derselbe schreibt:

„Es war in der Mitte des Sommers, in der schönsten und zum Reizen passendsten Zeit, als ich nach Reichenberg, dem böhmischen Manchester, wo ich einige Bekannte hatte, gekommen war, um Ausflüge von hier aus in die romantische, in historischer sowie industrieller Beziehung sehr merkwürdige Umgegend zu machen. Nach kurzer Rast war ich entschlossen, sogleich den ersten Ausflug,

welcher der Glasindustrieigenen Gegend gegen Osten über Gablons bis Neuwelt galt, zu unternehmen.

Wir verlassen Reichenberg an einem herrlichen Morgen und unsere feurigen Rösse rannten pfeilschnell auf der Chaussee über Rastfeld gegen Gablons, das jetzt ein bedeutender Mittelpunkt einer ausgedehnten und sehr regen Glasindustrie ist.

Ueberhaupt ist die ganze, meist unfruchtbare Gebirgsgegend sehr industriereich; man bemerkt überall hohe Schöte, Fabriken jeder Art auf der ganzen Tour von Reichenberg bis Tannwald, wo wir ziemlich zeitig eintrafen.

Es war schon früher die Vereinbarung getroffen, den Weg von Tannwald bis Neuwelt, etwa über eine Stunde, zu Fuß zurückzulegen.

Der Weg, meist im grünen Walde, mit aromatischen Dämpfen, ist sehr romantisch, Berge, Thäler wechseln, vorbei fließt die schnelle, reizende Iser, in die hier die Kummata mündet, welche bei Neuwelt einen schönen Wasserfall bildet.

In der Fabrik angekommen, begaben wir uns zum Direktor, der auch zugleich die bezügliche Erlaubnis, das Etablissement in Augenschein zu nehmen, erteilte und uns den technischen Leiter desselben mitgab, welcher uns überall herumführte, uns freundlich die gewünschten und nötigen Kunststücke erteilte.

Die eigentliche Fabrik, ohne die zahlreichen Nebengebäude, als da sind: Magazine, Comptoirs, Beamten- und Arbeiterwohnungen, besteht aus zwei Abteilungen; die eine heißt Alt, die andere Neuhütte und in dieser befinden sich drei Glasöfen.

Vor wir zu denselben gelangten, besahen wir uns die sogenannten Borarbeiten, als da sind: das Reinigen und Kleinschneiden des Rieses (1), welcher sein Hauptbestandtheil des Glases von jeher bildet und zu dem Zwecke in eigenen Lokalen gebrannt und dann gestampft wird mittelst eigener, sehr einfacher Maschinen, die meist vom Wasser getrieben werden und Stampfen (2) heißen.

Die wichtigsten Glasarbeiten finden statt beim Schmelzen und Glasöfen. In diesem befinden sich die Hufen (hier 8 an der Zahl), in welchen die Glasmasse durch hohe Hitze zum Schmelzen gebracht wird, bis sie glühend und flüssig ist, worauf deren Verarbeitung stattfindet. Das Schmelzen dauert nach Umständen 12-18 Stunden, auch länger.

Mittelst Pfeifen (eiserne Röhren mit einer hölzernen Handhabe und Metallansatz) holt der Arbeiter je nach Bedarf ein Stück der flüssigen, glühenden Glasmasse aus dem Hufen und bläst entweder nur durch Luftdruck oder mittelst Formen alle möglichen Gegenstände, Flaschen, Gläser, Kunst- und Luxuswaaren u., wobei er sich noch verschiedener anderer Werkzeuge bedient.

Ist der Gegenstand, z. B. das Trinkglas, fertig und bedarf einer Ergänzung — hier des Henfels — so wird abermals ein Etüchen Glasmasse herausgenommen, der Henkel geformt und angefügt.

Alle so angefertigten Glaswaaren müssen in den sogenannten Kühlöfen gelangen, wo sie langsam auskühlen, weil das Glas, welches plötzlich kühl wird, springt oder sehr spröde wird. Als Spezialitäten, welche in Neuwelt fabrikt werden, wollen wir in Kürze nur das dublierte Glas (Double) und das überfangene Glas erwähnen. Dubliertes Glas ist zweifarbig und zwar derart, daß der Obertheil des Gefäßes eine andere Farbe hat (z. B. roth), der untere wieder eine andere (z. B. grün, blau u. s. w.). Überfangenes Glas ist auch doppelfarbig, jedoch so, daß eine Farbe inwendig (im Innern des Gefäßes), die andere auswendig erscheint. Durch das Schleifen wird dann erzielt, daß an bestimmten Stellen die untere (inwendige) Farbe hervortritt. Nebstdem werden hier (in Neuwelt) erzeugt: Opalglas, Alabaster, Veinglas, Eisenstein, Cracquelé, Iris, Fiedglas, Fiedglas, Flores u., nebstdem das sogenannte Margarethenglas, ähnlich dem Ueberfangenglas, dessen Bereitung ein Geheimniß der Fabrik ist.

Die Arbeit beim Schmelzen ist sehr anstrengend und bedingt eine bedeutende physische Kraft, sowie eine höhere Intelligenz, Ausdauer, Geschicklichkeit, Gewandtheit und Präzision, wird aber auch bedeutend besser als jede andere bezahlt. Es sei hier nur so nebenbei erwähnt, daß in Neuwelt Arbeiter, welche Kunst- und Luxuswaaren erzeugen, fleißig und geschickt sind, monatlich 70-100, ja 150-160 Gulden verdienen.

Die nötigen Hufen werden in größeren Glasfabriken angefertigt in dazu bestimmten Lokalen, Hufenstuben (5). Die Manipulation ist sehr einfach. Das dazu nötige Material, gute Chamotteerde, wird in eigenen Formen, die Tonnen oder Fäßern ähnlich sind, mit den Hufen gestampft, wie es sonst bei Töpfern üblich war, dann in die betreffenden hölzernen, tonnenartigen Formen gethan, getrocknet und endlich gebrannt.

Die meisten fertigen Waaren unterliegen noch manchen Prozeduren, je nach Umständen, so dem Abschneiden der Rappen (6), dem Abschleifen der Ränder (7), was Alles mit Hilfe eigener Maschinen, die mehr oder weniger einfach oder komplizirt sind, vollzogen wird. So geschieht auch das Schleifen des Glases (8) mittelst eigener, ziemlich einfacher Vorrichtungen, welche gewöhnlich Schleifsteinen sehr ähnlich sind, ebenso das Stüpfelschleifen (9 Rändearbeit). Manchmal ist es nötig, daß die Glaswaaren gravirt werden, was eigene Arbeiter, Graveure, verrichten, die sich dazu besonderer Instrumente bedienen (9).

Das Glasmalen (10) ist eine künstlerische Verrichtung, die eigens dazu bestimmte Maler vollziehen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der Bürstenmacher von Bristol.

John Duddlestone war ein Bürstenmacher in Bristol, den die Königin Anna zum Knight (Ritter) erhob, weil er ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark, als dieser unvermuthet die dortige Börse besuchte und seiner der reichen Kaufleute es gewagt hatte, ihn zum Mittag einzuladen, sein Roßbeef, seinen Plum-pudding und einen Krug Ale gastfreundlich und wieder anbot, welches dem Prinzen so wohl gefiel, daß er dem ehrlichen Bürger in seine kleine Wohnung folgte.

Beim Eintritt in das Haus rief Duddlestone seiner Frau zu, die im oberen Stode krankte:

„Mach, binde Dir eine reine Schürze vor und komm' herunter; wir haben zwei Gäste, den Mann der Königin und einen andern Gentleman (des Prinzen Adjutanten).“

Schnell band sich die Hauswirthin eine blaue Schürze vor, eilte die Treppe herab und begrüßte ihre Gäste. Bei Tische fragte der Prinz seinen Wirth, ob er nie nach London käme.

„Zurweilen,“ war die Antwort, „um Einkäufe für mein Geschäft zu machen.“

„Nun, so nehmt das nächste Mal Eure Frau mit und besucht mich. Hier habt Ihr eine Karte, die gebt am königlichen Schlosse ab.“ Dann nahm der Prinz dankbaren Abschied von den freundlichen, einfachen Bürgerleuten.

Bald darauf kam das Ehepaar nach London, meldete sich im Schlosse und gab die Karte ab. Es erfolgte nun eine förmliche Einladung von Seiten der Königin. Der Bürstenmacher erschien mit seiner Frau im Sonntagstaate und die Königin stellte dem Hofe das Paar als die Einzigen in Bristol vor, die zu leben wählten und ihren Gatten eingeladen hätten.

Sie ließ sich darauf ein Schwert geben, hieß John Duddlestone niederknien und schlug ihn als „Sir John“ zum Ritter. Zugleich bot sie ihm ein Geschenk in Geld oder eine Stelle an, die sich für ihn schicken möchte.

Er lehnte aber Beides beiseiden und bestimmte ab.

„Ich habe,“ sagte er, „ein kleines Kapital auf Zinsen und mag die ungeheure Anzahl Derer, die zu Eurer Majestät Bedienung gehören und von der Civilliste leben, nicht vermehren.“

Mit Bewunderung und Wohlgefallen hörte ihn die Königin sprechen, nahm dann ihre Uhr vom Bürtel, hing sie nebst Kette der Lady Duddlestone um und entließ Beide mit Gnadenbezeugungen überschüttet.

So oft nachher Mladay in Bristol auf den Markt ging, um für ihre Küche einzukaufen, hing sie die goldene Uhr um und trug sie über der blauen Schürze.

Ordnung muß sein.

Korporal Bym hatte lange Zeit in der Kanzlei eines höheren Militärbeamten fleißig gearbeitet und wollte nun in Familienangelegenheiten einige Wochen auf Urlaub gehen. Er erschien deshalb bei seinem Vorgesetzten und bat um den Urlaub. Allein dieser schenkte ihm an und sagte:

„Wissen Sie denn nicht, daß es Vorschrift ist, mir in dieser Angelegenheit ein Gesuch vorzulegen?“

„Allerdings,“ antwortete Bym, „allein ich war nicht im Stande, dasselbe zu verfassen!“

„Gut,“ sagte der Intendant, „dann setzen Sie sich, ich werde es Ihnen diktiren!“

Nachdem nun das Bittgesuch fertig dalag und Korporal Bym sich erhob, sagte der strenge Vorgesetzte:

„So, das Gesuch ist nun in Ordnung, aber was den Urlaub anbelangt, so kann ich Ihnen denselben nicht gewähren, da sehr viel zu thun ist.“

Sonderbares Avancement.

König Friedrich II. hielt bei einer seiner Reisen, die er jährlich durch einen Theil seiner Lande machte, ein Manöver ab, das so unglücklich ausfiel, wie wohl kaum je ein ähnliches, so daß der König in die schlechteste Laune versetzt wurde. Da wollte es zuletzt noch das Unglück, daß eine Husarenkadron unter Führung ihres Rittmeisters eine falsche Schwenkung machte und den König fast überritt. Jetzt war es mit dessen Geduld zu Ende. Mit jorschuldendem Auge hob er seinen Krückstock und gab dem Pferde die Sporen, um dem armen Rittmeister nachzusehen. Diesen Krückstock hatte schon mancher Offizier des Königs gefühlt. Der Rittmeister hatte nicht so bald seinen Kriegsherrn mit dem drohend gehobenen Stode auf sich zurprengen sehen, als er auch schon seinem Pferde die Sporen gab, um bald den Augen des Königs zu entweichen, aber auch — zu Haus angekommen — sofort sein Entlassungsgesuch einzureichen. Als der Oberkommandirende am andern Tag Rapport erstattete, übergab er dem König das Gesuch, fügte aber sogleich hinzu, daß er in dem Rittmeister von Koppensfels einen seiner besten Offiziere verliere.

Der König sah fragend empor.

„So?“ sagte er gedehnt. „Hat doch aber gestern ganz verfluchte Streiche gemacht.“

„Majestät,“ versetzte der General, „gestern ging Alles schief. Es war ein Unglücksstag.“

„Na,“ machte Friedrich, „ich denke, er wird bleiben. Wird's ihm heute bei der Parade selbst sagen.“

Als zur Mittagsparade die Offiziere sich versammelt hatten, ritt der König direkt auf den Rittmeister zu und mit dem Krückstock ihm leutselig auf die Schulter klopfend, sagte er laut, daß Alle es hören mußten:

„Rittmeister von Koppensfels, Er ist mir als ein tüchtiger Offizier genannt worden. Ich habe ihn daher zum Major ernannt. Ich wollte es ihm gestern selbst sagen, aber Er war mir zu schnell davon.“

Der neue Major nahm sein Entlassungsgesuch zurück.

Alles umsonst

Pfarrer: Warum so traurig, Hannes?
Hannes: O Gott, mei' Weib will nemme bei mer bleibe.
Pfarrer: Ja, hast Du's nicht probirt, sie von diesem Vorfatz abzubringen?
Hannes: Welles hab' i tho', Hochwilt'n. I hab' se g'schimpft, i hab' ihr's Effe wegg'nomme, neulich hab' i se fogar g'schlage, damit se uf andere Gedanke komme soll. — mir hilft, — allemol sagt se zum Schluß: „Bei Dir bleib' i net, i geh' wieder hoim.“

Bräutigam, auf einer Geschäftsreise begriffen, schreibt den ersten Brief an seine Geliebte:
„Theuerste Emma! Steits denke ich an Dich! Auch wenn ich Unrecht thun will, bist Du mir nah! Und dann rufe ich sofort: „Hebe dich weg von mir, Satan!“

Die Biene der größte Mathematiker.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts legte der berühmte Naturforscher Réaumur, nach dem wir noch heute die Grade des von ihm konstruirten Thermometers zu bezeichnen pflegen, der wissenschaftlichen Welt folgende Aufgabe vor: „Gegeben ist ein sechsseitiges Gefäß, begrenzt durch rautenförmige Platten; wie groß müssen die Winkel sein, welche bei dem geringsten Aufwand von Material den größtmöglichen Raum umschließen?“ Die Mathematiker nahmen sich der Aufgabe an, und einer derselben, der berühmte König, hatte als Resultat seiner Berechnung gefunden, daß der eine Winkel des Vierecks 109 Grad 26 Minuten und der andere 70 Grad 34 Minuten betragen müsse. Diese Berechnung wurde lange Zeit als richtig angenommen, denn Niemand fiel es ein, die Angaben eines Mathematikers wie König anzuzweifeln. Da trat auf einmal der schottische Gelehrte MacLaurin hervor und äußerte seine Bedenken an der Richtigkeit des von jenem herausbekommenen Resultates. Ihm sowohl wie auch Réaumur war es bekannt, daß bei der Bienezelle diese entsprechenden Winkel 109 Grad 28 Minuten und 70 Grad 32 Minuten groß seien, und daß also die Biene das Räthsel fast ganz genau so löste, wie es der Mathematiker gelöst hatte. Ihm war es merkwürdig und zu wenig einleuchtend, daß gewissermaßen ein Fehler im Bau der Bienezelle stecke, und er kam auf den Gedanken, ob der Fehler nicht vielleicht in der Berechnung des Gelehrten liegen solle. Jetzt begann auch er zu rechnen, kam aber auf dasselbe Resultat wie König. Da fügte es ein höchst merkwürdiger Zufall, daß der Fehler aufgeklärt wurde. Es strandete nämlich ein Schiff, dessen Kapitän und Mannschaften aber gerettet wurden. Bei der Untersuchung dieses Falles stellte es sich heraus, daß die logarithmische Tabelle, welche der Kapitän benutzt hatte, um die Berechnung für den betreffenden Längengrad aufzustellen, einen Rechenfehler enthielt, wodurch das Unglück herbeigeführt worden war. Und diese Logarithmentabelle war dieselbe, welche der Mathematiker König und auch MacLaurin bei der Lösung ihrer Aufgabe benutzt hatten. Als nun nach Berichtigung dieses Fehlers der schottische Gelehrte die Berechnung noch einmal revidirte, da fand er, daß der Unterschied von zwei Minuten zwischen den Winkeln, die er und König gefunden hatten, und denen der Bienezelle durch jenen Fehler entstanden war. Die Biene hatten also die Aufgabe Réaumur's, mit dem geringsten Aufwand von Material die größtmögliche Raumbenutzung zu verbinden, längst gelöst und auch richtiger, als der berühmte Mathematiker. Die Biene ward also hier zur Meisterin der Gelehrtesten unter den Menschen.

Kosten eines Reiterregiments im dreißig-jährigen Kriege.

Kurfürst Johann Georg von Sachsen erließ d. d. Dresden, den 11. März 1635 folgende Verpflegungsbefehle für das Reiterregiment Christoph: Wir u. s. w. verordnen: Es sollen haben auf dem Monat beim Stabe:

Table with 2 columns: Rank/Position and Cost. Includes entries for Obrist, Obristlieutenant, Obristwachtmeister, etc., with costs in Rthlr. and gr.

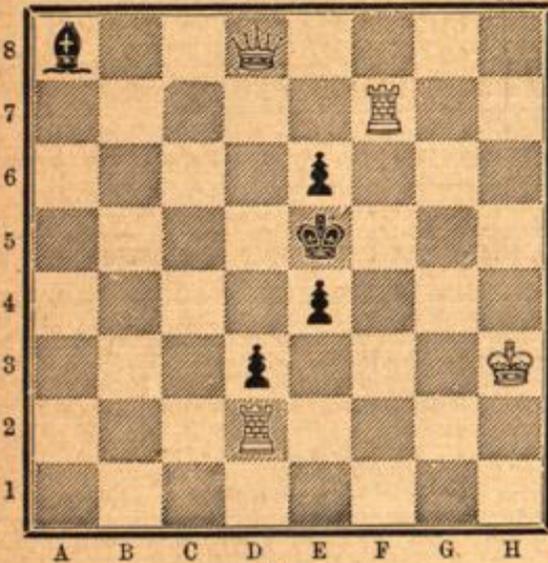
Bei jeder Kompagnie: 1. der Rittmeister 20 —

Table with 2 columns: Rank/Position and Cost. Includes entries for Lieutenant, Cornet, Wachtmeister, etc., with costs in Rthlr. and gr.

Die Gesamtsumme der Verpflegung belief sich auf monatlich 7767 Rthlr.

Die Naturalverpflegung der Quartiergeber war auf täglich 2 Pfund Fleisch, 3 Pfund Brod, 4 Maß Bier und Zugemüse zu jeder Mahlzeit pro Mann festgesetzt.

Schach.
(Herausg. von Jean Dufresne.)
Aufgabe Nr. 1.
Von E. Lohd,
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 12 in Nr. 44
vorigen Jahrgang:

- Weiß.** 1) E5 - D7. 1) R. D5 nimmt T. +
2) D4 - D5 Matt.
- Schwarz.** 1) X. oder V. zieht.
2) D4 nimmt C (E) 5 oder E. Matt.

Charade.

Die Erste hat ein jedes Buch,
Ein jedes Lied und jedes Buch.
Wer nicht in's Aug' die Zweite faßt,
Sieht bald, daß ihm nichts fugt und paßt.
Das Ganze hat ein jedes Ding,
Und jedes Wort, sei's auch gering,
Und hält man es nicht fest dabei,
So herrscht nur Spiel und Tanderei.

Bilderräthsel.



Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Gebr. . . in Joppert. Ein gut erzogenes, verständiges Mädchen merkt sehr bald, ob ein junger Mann es mit ihm ehrlich und gut meint und denjenigen jungen Damen, welche das nicht fühlen, kann man auch keine Verhaltungsmaßregeln für solche Fälle geben — da heißt es denn für die Eltern u. die jungen Geschöpfe hüten.

Hrn. G. Brechtwald in Siebenbürgen. Eine deutsche Leinwand (für Leinwandinteressenten) erscheint in Barmen; durch die Post zu abonnieren im deutschen Reichsgebiet — ob bei Ihnen, wissen wir nicht.

Frau Gustave Reimond in Bamberg. Ruh' dich, um einen Vogel, selbst ihn nicht wilden, zu zähmen, genüge folgendes Verfahren: Man hänge ihn niemals höher als das menschliche Auge, begegne ihm dann immer gleichmäßig, ruhig, ohne ihn jemals zu schäktern und zu erschrecken, weile stets möglichst lange in seiner Nähe, wende ihm öfter kleine Lederbissen — und man wird ihn leichter und vollständiger zähmen, als durch Gewaltmittel, Hunger u. dgl.

Hrn. Jos. Lehmann. Ist pfeffermäßig genau nicht festgestellt. Wichtige Lösungen von Rebus, Räthseln u. der letzten Seite des Jahrgangs 1884 sind und zugegangen von: Frä. Rosine Wihlidal, Prag; Amanda Hochkeller, Grenzau; Elise Weigel, Halle;

Bertha Paul, Bernau; Elise Hante, Mannheim; Jenny Todter, Berlin; Emma Pfann, Friedrichshafen; Emilie Bernheim, Zürich; Pauline Böcklin, Bern; Herrn Fr. Paulsdorf, Berlin; A. Heller, Innsbruck; G. Adler, Berlin; O. Brest, Leipzig; G. Grau, Ravensburg; G. Snoll, Karlsruhe; M. Weister, Hamburg; W. Vrien, München; J. Stof, Luzern; G. Mamuth, Berlin; H. Greifler, Bonn; P. Stöcker, Halle; G. Stierig, Ulm; W. Kantwich, Posen; G. Wendelstein, Paris.

Hrn. J. C. in Varmen. Das Lied: „Unser Kaiser liebt die Blumen“ (Kornblumentied) ist in der Musikalienhandlung von Voté & Bod in Berlin, Leipzigerstraße, zu haben.

Frä. Emma v. G. in Hannover. Der ganz biblisch scheinende Ausdruck „Schlaf des Gerechten“ kommt in der Bibel nicht vor; er findet sich auch in anderen Sprachen, französisch: „Le sommeil du juste“; englisch: „The sleep of the righteous“; italienisch: „Il sonno del giusto“. Woher der Ausdruck stammt, ist bisher unergründet.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. A. W. in M. Das Ergrauen der Haare bei jugendlichen Individuen braucht durchaus nicht die Folge eines unfoligen Lebenswandels zu sein. Es ist die eine Disposition, zu welcher die Erklärung fehlt und die meistens in Familien sich wiederholt.

H. S. R. 125 in Kaiserslautern. Die fragliche Broschüre gehört zu den gefährlichsten Schwindelbüchern.

Hrn. J. B. M. in Gorky. Die Caries der Zähne wird am besten aufgehalten durch den Gebrauch desingehender Mundwässer und fleißiges Putzen der Zähne mittelst geeigneter Zahnbürste. Wir empfehlen Ihnen als vorzüglich die Zahnbürste von Dr. Vollenstein, erhältlich bei Richard Böge in Berlin, Krausenstraße 16. **Dr. St.**

Anfragen.

- 1) Wie kann man herausfinden, ob eine Speise durch Grünspan, weil in kupfernen Gefäßen aufbewahrt, giftig geworden?
2) Welchen Stoff gebraucht man, um Gummifäden auf Stiefel zu kleben? Es soll dazu sogenannter Gummileim benutzt werden. Wie wird dieser hergestellt? Von woher ist er zu beziehen?

*) Antworten dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wie mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlicht, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme postender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Vonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochkapler, Roman von Hans Wakenhulen. — Eine Welterzählung von Münden bis Wenden, Reisebild von G. Gehlen. — Blinddarm. — Eiferige Naturstudien. Gedicht von H. Waller. — Hüys' Schuh, Humoreske von Wendrich Stovonow. — Tenzsprüche. — Was Natur und Leben: Die Dichterin und deren seltene Heilung, von Dr. August Dres, Oberärztin I. Klasse in Hannover. — Gold aus den Flüssen Persas. — Am Deiche, eine Geschichte aus den Märchen von Ludwig Freiherrn von Campten. — Glasfabrikation in Neuwelt (Wähnen). — Humorsitische Blätter. — Die Biene der größte Mathematiker. — Köpen eines Reiterregiments im dreißigjährigen Krieg. — Schach. — Charade. — Bilderräthsel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Eiferige Naturstudien, Originalzeichnung von R. Adler. — Bilder von der Welter: Von Münden bis Wenden, nach Etienne von Carl Grote. — Blinddarm, nach einem Gemälde von G. Höck. — Die Hochkapler: Im nächsten Wogen erlöset Wohl mit Fog und feinen Diener an Bord. — Reineke in wölger Laune, nach einem Gemälde von Otto Gröber. — Die Glasfabrikation in Wähnen, Originalzeichnung von A. Garria.

Ankündigungen.

Die Smal gepackte Komparetkefelle oder deren Raum 1 Mark.

Farbige seidene Surah, Satin merveilleux, Atlaste, Damaste, Seidenrippe und Taffete Mk. 2. 20 Pf. per Meter bis Mk. 12, 25 Pf. versendet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken vollfrei in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Hennberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

Prämiiert mit 22 Medaillen.
Stollwerck'sche Chocoladen.
Ausgestellt mit 23 Hofdiplomen.
Niederlagen in allen Städten Deutschlands.
Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.

Zwanzigjähriger Erfolg!

Das bis jetzt bekannte **einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes** ist Professor Dr. Madoni's

Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Discretester Versandt, daher keine Veröffentlichungen von Attesten. Flacon 2 Mk. 50 Pf. Doppel-Flacon Mk. 4. Alleinrecht zu beziehen von Giovanni Borghi in Köln a. Rh. Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.



Vorher.



Nachher.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Nierleiden, Frauen- und Hautkrankheiten**, sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenerkrankung**, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit höchstem und höchstem Erfolge.

Doornkaat,

alter Wacholderbraunwein officinellischer Doornkaat, in Originalflaschen à Mk. 1, 50 Pf. ab Dresden, ein der Verdauung höchst nützliches Getränk, empfiehlt die Dampfmaschinen- und Maschinenfabrik

Woldemar Schmidt, Dresden
gegründet 1843.

10% Provision 10%
Agenten u. Heisende f. Koffer u. Privatladungen
Emil Schmidt & Co., Hamburg.

J. BRANDT & C. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
124 Leipziger Str. 124

Neue „Originalmethode“ der Schnell-Essigfabrikation,

für alle Verhältnisse paßend, Apparate lebend oder leblos; Einrichtung oder Umänderung resp. Kräftigung alter, matter Apparate einl. „Schnell-Essigfabrikation“, warm u. kalt, inkl. hochfl. Vaucur, Rum, äther. Oel- u. Ölfenzerrepte; Zerdrückung der Weine, Bier u. c. — „Naturpfeife“ mit Spiritus, Bier, Oel, Stärke, etc. — „Schnell-Essigfabrikation“, u. dergl. — Nahrungs- und Genussmittel“ mit Rücksicht auf die Gesundheit.

Erwerbs-Katalog | gratis u. franko.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnikum.

Erkrankung
ist heilbar, wie gerichtlich untersuchte und eidlich erhärtete Zeugnisse beweisen. Am 24. Mai 1884 schreibt erst wieder Herr Walter J. in L.: „Tausend Dank für die so schnelle Wirkung Ihres Medicaments.“ — Näherer Auskunft erteilt nur allein Heinrich Rehtaff, Substant in Dresden 10 (Schlesien).



Sommerprossen

völlig entfernt; schiden Sie m. Freundin...
Lübeck, 4. 5. 84. Saldo Amelung.
Solche Wirkung hatte ich nicht erwartet, nach kaum 3 Wochen ist von den Sommerprossen fast nichts mehr zu sehen.
Dresden, 3. 5. 84. Eise von Schneider.
*) Balsam de beaute von Prof. Dr. Hebra, weil. Professor an d. R. A. Univer. zu Wien. 1/2 Flac. Mk. 2. 80. Ganzes Fl. Mk. 4. Doppelfl. Mk. 7. —

Nur direkt echt zu beziehen von
H. de Jonge & Co. in Göttingen,
Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

Epilepsie (Fallsucht).

Krampefleisende erhalten gratis Anweisung zur radikalen Heilung von Dr. philos. Quants, Fabrikbesitzer in Warendorf, Westfalen. 106 Referenzen in allen Ländern.

Briloner-Pfeife à 1. 50.
J. Kleinsorge, Brilon.

Schöne Briefschrift
Probellektion **GRATIS!**
PROBE-LEKTION für Deutsch-Abstrakte wie folgt:
LERNEN KAUFMÄNNISCHES UNTERRICHTS-INSTITUT
Abteilung für
brieflichen Unterricht in WIEN.

30 Bild. 1. **Cottlachen** (Wahrh. hum. Buch 75 Pf. Mk.). Frauenzimmer 50 Pf. **Dikante** Wörter und Quot. Katalog gratis. Antik. Institut 8 Wlaffenburg.

6mal prämiert mit ersten Preisen.

Violinen,

das Beste und Billigste der Neuzeit, von 6-30 Mk.; berühmte Meister 30-200 Mk. Bratschen, Celli u. Bässe. Bozen 1 1/2-50 Mk. Etuis 3 1/2-40 Mk. Zithern 10-200 Mk. Gitarren 6-50 Mk. Vorzügliche Saiten. Alle Blas-Instrum. Die patentierte Stumme Violine zum Studieren (teigene Erfindung). Reparatureller. Empfehlung von Wilhelm, Sarasate, Sanzet, Singer etc. Garantie. Wiedererkr. Rabatt. Preisocourant franco.
Gebrüder Wolff, Saiten-Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Enorme Preisermäßigung.
Heine's sämml. Werke, 12 Bände, Lenau's sämml. Werke, 2 Bde. Blumauer's 1. Werke, 3 Bde. Byron's 1. Werke, 8 Bde. Bürger's 1. Werke, 1 Bde. Viele 3 Bde. in sehr eleg. reich m. Gold verg. Einbänden auf **für nur 20 Mark!**
Liefert neu und schärfest!
Selmar Hahn's Buchhandlung, Berlin S., Pringelstr. 64.
Berzeichnisse werthvoller, bedeutend im Preise herabgesetzter Bücher gratis.

BUREAU PATENT
ANGELEGENHEITEN
BESORGUNG U. VERWERTUNG
VON PATENTEN IN ALLEN LÄNDERN
J. BRANOT Civil-Ing.
BERLIN W. Königgrätzerstr. 131
am Potsdamer-Platz.

Berlag von Gust. Klagenstein in Salzburg.

„Am Kneiptisch“.

Lieder voll Geist und Gemüth für jedliche Stillher.

6. Auflage.

Preis kart. 50 Pf., fein geb. mit Goldbrad 75 Pf. Stants gegen frants Einfindung des Betrags.

Galvanische Niederschläge „Ueber Land und Meer“ und „Illustrirte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Centimeter abgegeben. Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

ARGOSY BRACES

In jeder Herren-Modewarenhandlung der Welt zu haben.

Dieselben sind elastisch, ohne Gummi zu enthalten, und schmiegen sich jeder Bewegung des menschlichen Körpers an. Die einzigen Hosenträger, mit denen es unmöglich ist, einen Knopf abzureissen.

WARNUNG! Irgend welche Hosenträger, an denen Knopflöcher aus Schnüren angebracht sind, werden als eine Verletzung des Argosy-Patentes betrachtet, und die Verkäufer werden gewarnt, sich mit solcher Waare zu befassen. Es würden sofort Schritte eingeleitet werden, um die legalen Rechte zu wahren. Eine Verurteilung ist bereits beim Berliner Criminalgerichte bewirkt worden.

Alleinige Agentur für den Engros-Verkauf der Argosy Braces in Hamburg: Zollvereinsniederlage, Wilhelmstr. 38.



Sind die besten Hosenträger der Welt.